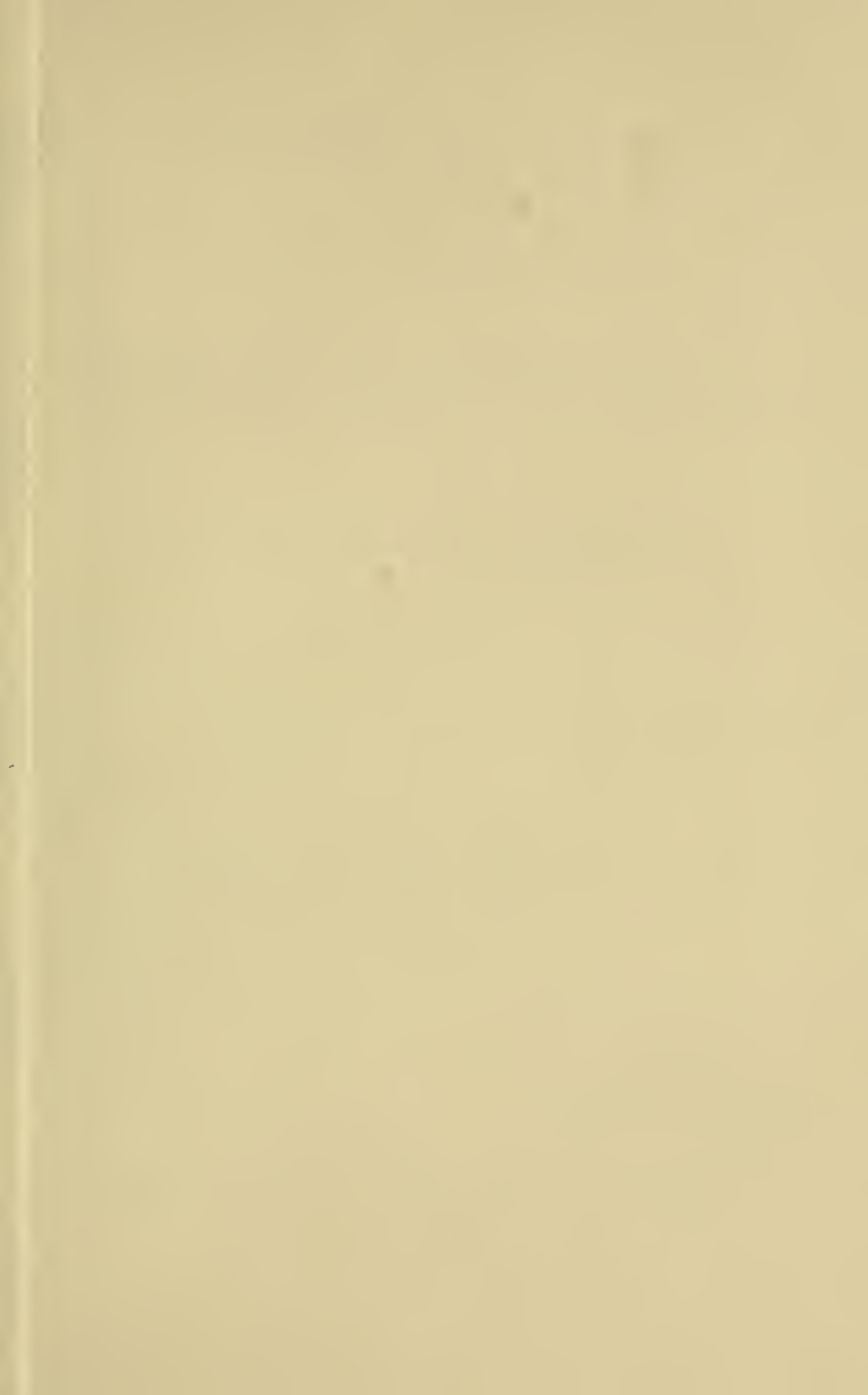










Erinnerungen

eines

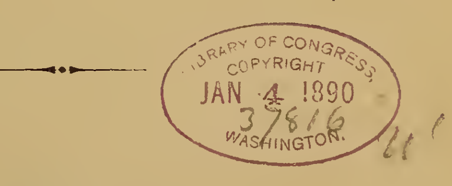
Deutsch-Amerikaners

an das alte Vaterland.

In Reden und Briefen

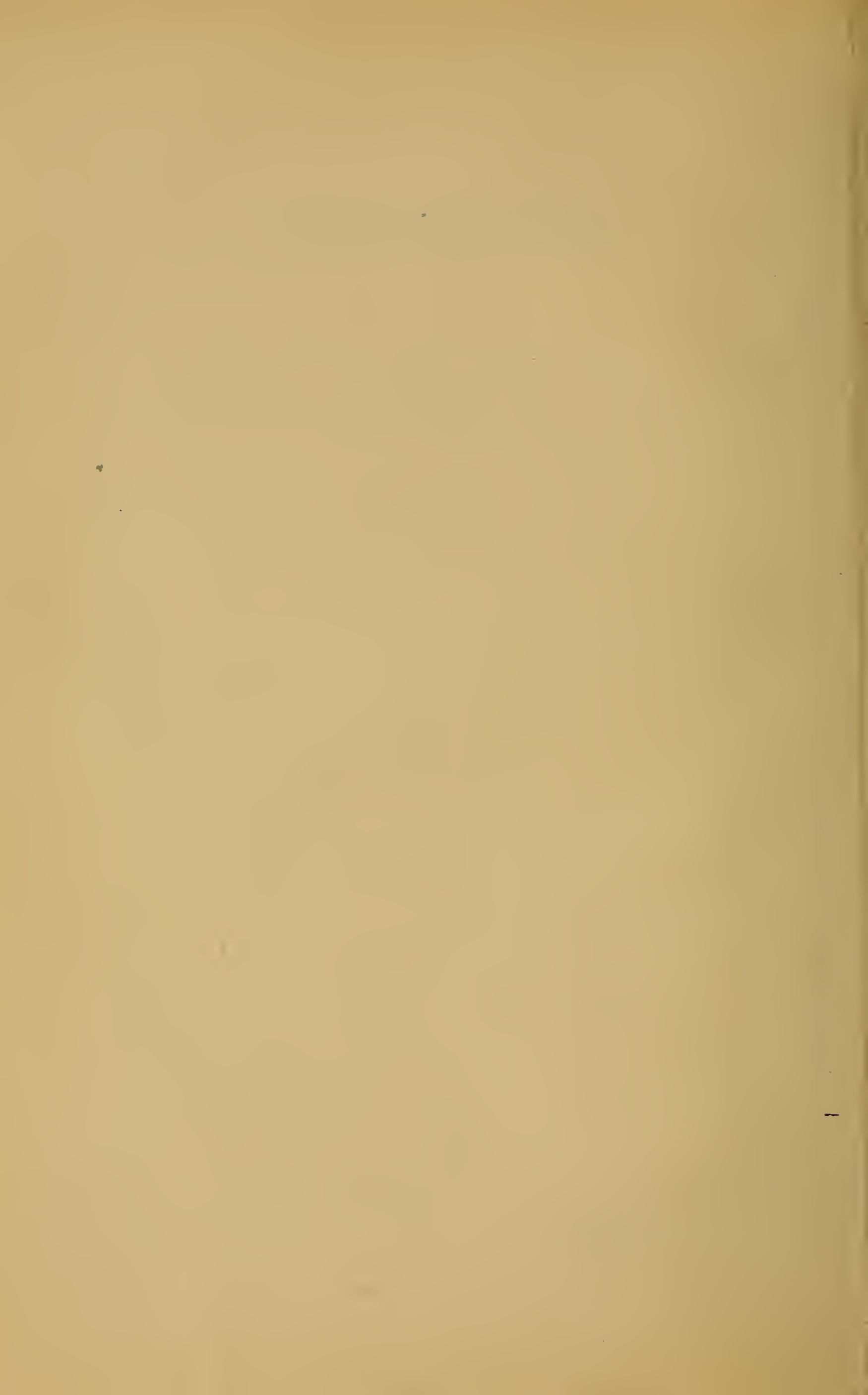
von

Wilhelm Rapp.



Chicago:
Druck der Franz Gindele Printing Co., 140—146 Monroe St.
1890.

Inhalts-Verzeichniß.



Vorbemerkung.

Auf den Wunsch zahlreicher Freunde in der alten und in der neuen Heimath stelle ich hier, als Andenken für die Freunde, diejenigen meiner in Amerika gehaltenen Reden, welche sich auf das alte Vaterland beziehen, und meine kürzlich aus Deutschland an die „Illinois Staatszeitung" geschriebenen Reisebriefe zusammen.

Chicago, im November 1889.

Wilhelm Rapp.



Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges

ging von Baltimore folgende von W. R. entworfene „Adresse“ nach Deutschland ab:

Die Deutschen Baltimore's an das deutsche Volk.

Baltimore, 22. Juli 1870.

Deutsche Brüder!

Die Deutschen Baltimore's traten heute zu Tausenden und aber Tausenden in feierlicher Versammlung auf dem größten öffentlichen Platze hier zusammen, um dem auch von seinen Söhnen in der Fremde treu und heiß geliebten deutschen Vaterlande ihre innigste Theilnahme in diesen seinen ernsten Prüfungstagen und ihre werkthätige Liebe kundzugeben. Der berühmte deutsche Staatsmann der Union, Senator Carl Schurz, kam zu uns und lieh das Gewicht seines Namens und seiner Beredtsamsamkeit unserer Versammlung. Auch viele englisch-amerikanische Mitbürger schlossen sich uns an; denn auch die Mehrzahl der eingeborenen Bürger dieses Landes ist von ganzem Herzen für Deutschland und seine gerechte Sache.

Eure einmüthige und opferfreudige Begeisterung in Nord und Süd, eure trefflich bewährten militärischen Einrichtungen, der kühne Muth, die eiserne Ausdauer und die seltene Geschicklichkeit der deutschen Krieger und ihres Führers, des greisen Heldenkönigs Wilhelm, sowie die patriotische Staatskunst seines großen Ministers, erfüllen auch uns mit Zuversicht; sie lassen uns hoffen, daß Deutschland wiedergeboren, fest zu einem großen Reiche vereinigt, und vergrößert und bereichert durch die schönen Provinzen, welche ihm einst das räuberische Frankreich genommen hat, aus den Flammen und Blutströmen dieses von der Tücke und Selbstsucht des französischen Kaisers angefachten furchtbaren Krieges hervorgehen wird.

Mögen jedoch die eisernen Kriegswürfel fallen, wie sie wollen — wir werden nie an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln; und eine innere Stimme sagt uns, daß schließlich die gute Sache Deutschlands siegen muß und wird.

Unsere Theilnahme für das edle deutsche Vaterland glauben wir am besten dadurch zu bethätigen, daß wir die Leiden der deutschen Vaterlandskämpfer, die in diesem Kriege verwundet werden und erkranken, nach Kräften lindern und die Thränen der deutschen Kinder und Frauen, welchen dieser Krieg die Ernährer raubt, trocknen helfen. Wir haben zu diesem Zwecke Hülfsvereine in verschiedenen Theilen unserer Stadt errichtet.

Und nun empfanget unseren begeisterten und liebevollen Gruß und unsere herzinnigsten Wünsche für den ruhmreichen Sieg und den ruhmvollen Aufbau Deutschlands!

Die Achtundvierziger und das Deutsche Reich.

(Rede, gehalten am 15. Juni 1874, beim Fest der deutschen Achtundvierziger in Chicago.)

Wir sind die siegenden Geschlagenen von 1848 und 1849. Heute dürfen wir uns sagen, daß unsere Leiden und Opfer, die Kerkerqualen und die Verbannung so Vieler, und der Märtyrertod unserer Brüder nicht vergeblich gewesen sind. Zwar ist manches unserer damaligen Ideale in dieser streng realistischen Zeit unmöglich geworden, und was wir einst von allgemeiner Völkerverbrüderung geschwärmt haben, es ist verflogen wie ein Traum, ein holder und thörichter Traum zugleich.

Aber der große deutsch-nationale Grundgedanke unseres Strebens und Ringens ließ sich von den damaligen verblendeten Gewalthabern weder im Blute ersticken, noch hinter Schloß und Riegeln ertödten, noch in die Verbannung treiben; er blieb da, er wirkte fort; — und wunderbar: dieselben Gewalten, die einst die Schlächter und Henker der Streiter jenes unseres deutschnationalen Grundgedankens waren, sie sind heute selbst seine Streiter und Vorkämpfer.

Herrlich und berauschend ist der unmittelbare Sieg einer großen Sache; aber schön und befriedigend ist auch der nach

langem Harren und herben Enttäuschungen gekommene mittelbare Sieg einer großen Sache; ja für edle und großmüthige Herzen ist er nur um so erfreulicher, wenn er vom früheren Todfeinde derselben Sache errungen wird; gerade in diesem erstaunlichen Wechsel der Dinge und der Personen zeigt sich ja die unbesiegliche Macht eines großen Gedankens.

Dem nationalen Gedanken zu Liebe auf ihr republikanisches Ideal verzichtend, fügten sich die deutschen Demokraten im Jahre 1849 der vom deutschen Parlament beschlossenen Reichsverfassung sammt ihrem Kaiserthron. Sie erhoben sich im Namen dieser Reichsverfassung gegen die Mittel- und Kleinstaaterei, welche der Reichseinheit die verderbliche Souverainetät ihrer Fürsten nicht zum Opfer bringen wollte. Da kam der von seinem Gottesgnaden-Dünkel berauschte Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, welchem das Parlament die Kaiserkrone geboten hatte, jenen fürstlichen Souverainetäten zu Hülfe, ließ durch sein schmählich von ihm mißbrauchtes Heer die Reichsverfassung erwürgen — erst in Sachsen, dann in der Rheinpfalz, dann in Baden, und schleuderte Deutschland und zumal Preußen zurück in den Zustand der äußersten Schmach und Erniedrigung, nachdem er schon im September zuvor an Schleswig-Holstein schnöden Verrath begangen hatte.

Fünfzehn Jahre später, — und derselbe „Kartätschenprinz", welcher auf Befehl seines Bruders mit brutaler Uebermacht die Kämpfer der Reichsverfassung niedergeworfen hatte, schickt als mannhafter Preußenkönig seine tapferen Legionen nach Schleswig-Holstein und läßt durch einen Mann, der fünfzehn Jahre zuvor unter die bittersten Gegner unserer deutschen Einheitsbestrebungen gehört hatte, nämlich durch Bismarck, der erstaunten Welt verkündigen, daß die schleswig-holsteinische Frage eine deutsche Frage sei, welche das einmischungsgierige, auf jede deutsche Kraftentwickelung eifersüchtige Ausland nichts angehe. Bei Düppel und Alsen läßt er die einstige Schmach von Malmoe sühnen.

Weitere zwei Jahre, — und wir sehen denselben „Kartätschenprinzen", der morgen vor fünfundzwanzig Jahren bei Waghäusel mit knapper Noth einer Niederlage durch die tapfern Reichsverfassungskämpfer entging, auf den Schlachtfeldern in Böhmen Krone und Leben auf's Spiel setzen für die Umgestaltung und Einigung Deutschlands; wir sehen seinen Neffen Friedrich Karl,

der einst in jugendlichem und junkerlichem Ungestüm gegen die Reichsverfassungskämpfer in Baden ansprengte, die Streiter der schwarzgelben Reaktion niedermähen; Preußen wirft in kürzerer Zeit, als es einst in unseliger Verblendung zur Besiegung des kleinen rheinpfälzischen und badischen Volksheeres gebraucht, die Heere des gewaltigen Oesterreich und der Fürsten der deutschen Mittelstaaten zu Boden; unser großer Feind und Freund Bismarck, auf den wir schon seit seinem bereits erwähnten Sprüchlein vom Jahr 1864 große Stücke halten, spielt dem Welfen, dem hessischen Dieterich, wie dem Nassauer unsere Lieblingsmelodie auf: „Fürsten zum Land hinaus", und jagt unseren alten fluchbeladenen Dränger, den deutschen Bundestag, erst nach den drei Mohren in Augsburg und dann zu einem noch Schwärzeren — zum Teufel.

Vier Jahre weiter, — und die brennende Scham, die wir einst empfanden, wenn wir von den Höhen des Schwarzwaldes auf Straßburgs Münster schauten, wird getilgt; der deutschnationale Gedanke erringt unter Moltke's großartiger Feldherrnschaft durch die unübertreffliche Hingebung und Tapferkeit der Nation Sieg auf Sieg im Lande seines französischen Erbfeindes, und glänzender, als wir's je geahnt, vollzieht sich das Werk der Einigung unseres Vaterlandes in der besiegten Stadt Ludwigs des Vierzehnten.

Der große deutsche Nationalstaat, der Traum unserer Jugend, ist da. Er entspricht unseren Idealen noch lange nicht; aber wir sind keine griesgrämigen Thoren, wie jene Demokraten in Deutschland, welche aus Aerger darüber, daß es nicht nach ihrem Kopfe ging, sich lieber mit den Feinden des Reichs verbinden, als daß sie auf der herrlichen ruhmvollen Grundlage der neu errungenen Reichseinheit den Bau der deutschen Freiheit aufführen helfen. Die würdigsten Nachfolger der einst von der Reaktion gemordeten unsterblichen deutschen Reichsboten Blum und Trützschler sind in unseren Augen Männer wie der kleine Riese Lasker und wie Doktor Löwe, welche, einst selbst an den heute von uns gefeierten Freiheitskämpfen von 1848 und 1849 betheiligt, sich auf den Boden der ungeheuren weltgeschichtlichen Thatsachen von 1866, 1870 und 1871 stellen und auf diesem festen Grunde weiter kämpfen für Freiheit und Recht des Volkes und für Reinheit des Staatslebens.

Die deutsche Freiheit wird nur allmälig errungen; sie fällt

dem deutschen Volke, dessen Mehrheit vor fünfundzwanzig Jahren sie ohne Kampf sich entreißen ließ, nicht wie eine reife Frucht in den Schooß. Aber daß sie seit der Herstellung der Einheit schon eine recht gesunde Keim- und Triebkraft entwickelt hat, wird kein unbefangener Beobachter leugnen.

Schadenfroh sind wir nicht; sonst könnten wir heute mit einer gewissen Befriedigung namentlich auch auf einen Beweis des ungeheuren Umschwungs in der inneren Politik Deutschlands blicken. Gegen uns boten die deutschen Regierungen vor fünfundzwanzig Jahren besonders auch den schwarzen Landsturm auf; heute aber stellen die Obersten und Hauptleute jenes Landsturms zum Theil in denselben stillen, kühlen oder auch schwülen Verließen, in welchen vor fünfundzwanzig Jahren und später so mancher von uns gesessen, ihre melancholischen Betrachtungen über den wunderbaren Wechsel der Dinge an.

Richten wir nun den Blick auch ein Weilchen auf unsere neue Heimath, die sich mit der alten in unsere Liebe und Treue theilt! Die „achtundvierziger und neunundvierziger Schnurrbärte", welche die europäische Reaktion hierher trieb, sind der neuen Heimath kein Schaden gewesen, sondern ein Nutzen. Sie haben redlich zur freiheitlichen Entwicklung dieser Republik und zur Hebung ihres deutschen Elementes beigetragen; der Ausbruch des „unabwendbaren Conflikte" und der Sturz der Sklaverei wurde durch sie beschleunigt, und sie haben während des Bürgerkrieges den Heeren der Union nicht nur tüchtige Veteranen, sondern auch geschickte und tapfere Führer, wie Sigel, Willich, Osterhaus, Schimmelfennig, Hecker und viele Andere geliefert. Auch der Kunst in Amerika haben sie gar manchen trefflichen General, wie unseren Hans Balatka, gegeben. Sie haben deutsch-amerikanische Gesangvereine mit begründet, und der Nordamerikanische Turnerbund verdankt großentheils ihnen sein Entstehen und seine Grundsätze. Der überraschend große Aufschwung der deutsch-amerikanischen Presse wurde zum großen Theile durch sie bewirkt, und noch heute ist die journalistische Leitung der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Blätter in Ost und West in den Händen von Achtundvierzigern und Neunundvierzigern. Der Adoptivbürger, welcher es in der politischen Arena dieses Landes am weitesten gebracht, Carl Schurz, war vor fünfundzwanzig Jahren ein Freischärler in Baden und ein Gefangener in den Casematten von

Rastatt. Auch in der Schule, auf den Gebieten des Gewerbes, des Handwerks, der Arzneikunde und auf anderen ebenso nützlichen Feldern haben die Achtundvierziger hier segensreich gewirkt und thun's noch. Chicago verdankt ihnen auch seinen leider seit zwei Jahren nicht mehr unter uns Lebenden verweilenden großen schwäbischen Baumeister und Ingenieur Gindele, der einst bei Schweinfurt den Lauf des Mains geregelt und später in Chicago die erste große Wasserleitung unter dem Michigansee, und den ersten Tunnel unter dem Flusse theils erdacht, theils in's Leben gerufen, den Plan zum Lincoln-Park gemacht, so manchen Prachtbau geschaffen und eifrigst für die Herstellung des Schiffscanals zwischen dem Michigansee und dem Mississippi gewirkt hat

Doch heute gilt unser innigstes Empfinden dem alten Vaterlande. Mit Rührung blicken wir auf das schwarzrothgoldene Band als das Symbol idealen und schmerzlichen Sehnens und Ringens nach der Einheit und Freiheit Deutschlands. Aber wir trauern nicht, sondern wir freuen uns über die Verdrängung von Schwarzrothgold durch eine andere lebenskräftigere und mächtigere Flagge, deren Farben, zusammengesetzt aus den Farben des Staates Friedrichs des Großen und der ruhmreichen deutschen Hansa, heute das vom ganzen Erdkreise anerkannte Symbol deutscher Kraft und Macht sind:— schwarz, weiß und roth!

Schweizer Siegestage.

(Rede in Chicago am 22. Juni 1876, dem vierhundertsten Jahrestage der Schlacht von Murten.)

Mit doppeltem Hochgefühle können die Schweizer das heutige Fest begehen; denn zum Stolze auf die unübertroffenen Großthaten der Altvordern gesellt sich das freudige Bewußtsein, daß ihr schönes Heimathland in seiner heutigen Gestaltung der ruhmreichen Vergangenheit würdig ist und daß noch von den späten Enkeln gehalten wurde, was die Vorfahren auf dem Rasen des Grütli und unter dem Ahorn zu Truns gelobt hatten.

Durch Heldenmuth ohne Gleichen hat sich einst die kleine Schweiz ihre staatliche Selbstständigkeit und Freiheit im Kampfe mit den gewaltigsten Mächten Europa's errungen. Zwar sucht die Alles zersetzende Wissenschaft unserer Zeit die ersten Anfänge

des schweizerischen Freiheitskampfes in's Gebiet der Sage zu verweisen. Aber aus der Brust der Menschheit wird sie die Erinnerung an jene Gestalten nimmermehr verbannen können. Dafür hat Einer gesorgt, dessen Gedächtniß mit goldenen Buchstaben auf den Fels am Vierwaldstätter-See geschrieben ist — der Sänger des Tell. An Friedrich Schiller's Hand werden Wilhelm Tell und die Männer vom Grütli die fernsten Jahrtausende durchschreiten.

Daß aber jene altschweizerische Freiheits- und Vaterlands-Liebe, welche in Schiller's Drama die erhabenste und anmuthigste aller dichterischen Verherrlichungen gefunden, sich in einer Reihe von Kämpfen bewährt hat, wie sie die Welt niemals heldischer gesehen, das läugnet eine zersetzende Wissenschaft nicht, sondern sie bestätigt und bekräftigt es.

Die Freiheitsschlacht gegen Oesterreichs und des Adels Macht auf Morgarten, die Schlacht gegen des Adels Heer bei Laupen, der große Sieg über Oesterreich und seine Ritter bei Sempach, der Siegeskampf gegen dieselben bei Näfels, der Appenzeller Heldentag auf der Höhe von Speicher gegen St. Galler Pfaffenmacht und die mit ihr verbündeten mißleiteten Reichsstädte, der Appenzeller Heldentag am Stoß wider Oesterreich und seine Ritterschaft! Nie hat die Welt größere Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit gesehen, als die in diesen Kämpfen von den kleinen Schlachthaufen der Schweizer gegen die feindliche Uebermacht bewiesene, und nie ist in einer gerechteren Sache gesiegt worden!

Dann der Tag von St. Jakob, wo anderthalbtausend Schweizer im Kampfe mit Frankreichs ungezählten Söldnerschaaren so ruhmvoll untergingen wie Leonidas und seine Spartaner am Paß der Thermopylen!

Darauf die drei großen Schweizer-Siege gegen Karl den Kühnen im Burgunderkriege — Grandson, Murten, Nancy, deren mittleren und größten wir heute insbesondere feiern! Schneller, gründlicher und schrecklicher als in diesen drei Sieges-Schlachten hat nie ein freiheitsliebendes Volk mit einem großmächtigen, grausamen und ländergierigen Eroberer abgerechnet und aufgeräumt. Hallwyl, Scharnachthal, Bubenberg, Waldmann, Hertenstein, — welche Helden- und Feldherrn-Namen! Und jeder einzelne der Eidgenossen, die unter ihnen gekämpft, geblutet und gesiegt, ein Held wie sie!

Der Ruhm der Sieges-Helden von Grandson und Murten wird durch den Ruhmesglanz von St. Jakob, welcher um zweiunddreißig Jahre älter ist, nicht verdunkelt, sondern noch gehoben, wie der Schimmer des einen Sternes den des andern hebt. Und welch' ein fröhliches und rühmliches Nachspiel zu den Kämpfen am See und auf den Höhen von Murten ist der um drittehalb Jahre jüngere Kampf auf der Eisdecke des Tessin bei Giornico, wo sechshundert Schweizer-Helden unter Frischhans Theilig fünfzehntausend Wälsche schlugen!

Wie wurde dann die schweizerische Unabhängigkeit gefestigt durch die späteren Kämpfe mit Oesterreich und der ihm verbündeten Adelsmacht! Welche Ruhmestage der Schweiz sind die von Treisen, St. Johann, im Gehölze des Schwaderlochs, bei Frastenz, auf der Malserheide und bei Dornach!

Das ist der Siegeslauf der Schweizer, wie er sich durch zwei Jahrhunderte erstreckt, von Morgarten im Jahre 1315 bis Dornach am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts! Ewig ruhmwürdig sind diese Siegesschlachten eines an Zahl schwachen Volkes gegen die ungeheure Uebermacht der dies Volk umgebenden Großmächte; denn diese Schlachten alle galten der Freiheit, der Unabhängigkeit, dem Schutz von Haus und Herd.

Verderben wir uns die Festfreude nicht durch eine genauere Erinnerung an die nun folgende Zeit! Denn in ihr verspritzten ja so viele Schweizer ihr Herzblut im Lohnkriege für fremde Mächte, für ausländische Fürsten, nicht selten im Dienste verschiedener Staaten einander selbst zerfleischend. Freilich — ihren alten Ruhm unübertrefflicher Tapferkeit und Kriegsgeschicklichkeit behaupteten sie auch da, von der Riesenschlacht bei Marignano bis herab auf den Tod der Schweizer Ludwigs des Sechszehnten in Paris und bis herab auf die Schlacht bei Vicenza im Jahre 1848, in welcher die schweizerischen Söldner die Waffenehre der Italiener gegen Radetzky retteten. Aber besser, weit besser ist's doch, daß die neue Schweiz den Söldnerdienst als Verbrechen gebrandmarkt und ausgetilgt hat.

Uebergehen wir auch die blutigen Glaubenskämpfe, welche die Schweiz wie Deutschland zerfleischten und in welchen mit altem Heldenmuthe Schweizer gegen Schweizer fochten! Vergeblich ist jedoch dies Blut nicht geflossen. Auch der große Schweizer Reformator Zwingli ging im brudermörderischen Kampf bei Kappel nicht vergebens in den Tod; denn es bleibt doch wahr,

daß die Reformation dem Schweizer-Volke wie dem deutschen, wenn auch erst nach langen Kämpfen und Leiden und nach viel Schmach und Elend, die Wiedergeburt gebracht hat!

Die alte Eidgenossenschaft mit ihren Unterthanen-Ländern und Patrizier-Geschlechtern, mit ihrem Gemisch von Volks- und Adels-Republiken, zerfiel endlich. Aber sie endete der großen Väter würdig. Am Rothenthurm, ganz in der Nähe des Siegesfeldes vom Morgarten, wo ihre heldenmüthigen Stifter 483 Jahre zuvor sie mit ihrem gegen die österreichischen Dränger verspritzten Blute geweiht, erlebte die alte Eidgenossenschaft an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts ihren letzten stolzen Siegestag, indem sie unter Aloys Reding mit altschweizerischer Tapferkeit den dreimaligen Anprall der übermächtigen, sieggewohnten Truppen des revolutionären Frankreichs zurückschmetterte.

Auch an der Schweiz hat es sich seither gezeigt, daß ein Volk und sein Staatswesen nur durch eigene Kraft sich verjüngen können. Die Vermittlungs-Urkunde, welche der große Napoleon den Schweizern gab, brachte ihnen wenig Glück; der neue Bundesvertrag, den sie unter Einwirkung des Wiener Congresses abschlossen, brachte nur neue Unfreiheit und Ohnmacht. Als aber vor neunundzwanzig Jahren die Schweiz aus eigener Kraft sich aufraffte, um unbekümmert um die frechen Drohungen der sie umgebenden Monarchieen, das in ihrer Mitte wuchernde Stück römischen Mittelalters, den Sonderbund, zu vernichten, da befand sie sich gleich auf dem Wege schönster Neugestaltung und kräftigsten Wiedergedeihens.

Ihr muthiger Entschluß, ihr durch Dufour's ebenso schonungsvolle als geschickte Kriegskunst so rasch errungener entscheidender Sieg über die finsteren Mächte in ihrem Inneren und über die immer frecher gewordenen Ränke der damaligen europäischen Gewaltherren war das Morgenroth der europäischen Freiheit. Der Völker-Frühling von 1848 erwachte. Aber während er im übrigen Europa vorerst wieder erstarb, um erst später einige der von ihm verheißenen Früchte zu tragen, erntete die muthige Schweiz noch im Jahre 1848 die köstlichste Frucht in Gestalt ihrer neuen Bundesverfassung. Zweiundzwanzig freie Gemeinwesen sind durch diese vom Schweizervolke in seiner Urabstimmung angenommene Verfassung zu einem festen, freien republikanischen Bundesstaate geeinigt.

Weise ist diese Verfassung den Bedürfnissen und Ueberlieferungen des Schweizervolkes angepaßt, daß sich unter ihr so wohl befunden und so gesund entwickelt hat. Darum ist sie auch dem Schweizervolke ins Blut übergegangen, wie dem amerikanischen Volke die seinige. Ihre Schöpfer haben vielfach unsere amerikanische Verfassung zum Muster genommen; aber sie haben auch manchen verhängnißvollen Irrthum vermieden. So geben zum Beispiel viele denkende Amerikaner heute selbst zu, daß die Schweiz weise handelte, indem sie keinen König im Frack an ihre Spitze stellte, sondern ihre mit aller nöthigen Macht versehene oberste vollziehende Behörde in allmäliger Erneuerung der einzelnen Mitglieder, ohne Erschütterung der Geschäfte, ohne zu heftige Anreizung des Parteigeistes und ohne die Kothbatterien der amerikanischen Präsidentenwahlkämpfe, aus den obersten gesetzgebenden Gewalten hervorgehen läßt. An der Verwaltung des Schweizer Bundes kann man ersehen, daß auch in einer Republik, wenn in ihr nicht zu viel Macht in der Hand eines Einzelnen liegt, ein ehrlicher und fähiger Beamtenstand recht wohl möglich ist.

Freilich hat auch die neue Schweiz ihre mannigfachen Gebrechen, und ein verächtlicher Volksschmeichler wäre Der, welcher dieselben läugnen wollte. Aber nur ein unheilbarer Griesgram wird am Ehrenfesttage eines freien und tüchtigen Volkes bei seinen Gebrechen verweilen. Wo viel Licht ist, da ist auch mancher Schatten. Doch heute ist uns Helvetia die Lichtgestalt, unter deren Freiheitsfahne Söhne der deutschen und romanischen Rasse, des alten Rassenhasses vergessend, gleichberechtigte Brüder und Eidgenossen sind. Sie ist uns die Lichtgestalt, welche mehr als einmal großherzig die verfolgten Freiheitskämpfer halb Europa's bei sich aufnahm; die Lichtgestalt, welche inmitten eines von Waffen starrenden Welttheils kein stehendes Heer kennt, sondern sich zum nachdrücklichen Schutze ihrer Grenzen auf ihr Volksheer verläßt und verlassen kann.

So steht sie da, mit der Freiheit die Ordnung und die Ehrlichkeit und Fähigkeit des Staatsdienstes verknüpfend, ihr Schulwesen im Geiste ihres edlen Sohnes Pestalozzi immer mehr zu einem Musterschulwesen ausbildend, und mit starkem Arm sich der letzten krampfhaften Zuckungen ihres altbösen Feindes, des Ultramontanismus, erwehrend.

Aeußerlich klein ist ihr Gebiet, aber von erhabener Natur. An Zahl gering ist ihr Volk, aber so eben ringt es auf der Weltausstellung in Philadelphia erfolgreich mit den größten Gewerbs- und Handels-Ländern der Erde um den Preis des Gewerbs- und Kunst-Fleißes. Und den Völkern Europa's ist es eine Leuchte der vernünftigen und maßvollen Freiheit.

Ruhm, unsterblichen Ruhm daher nicht nur der alten Schweiz, deren größte Siegestage wir heute feiern, sondern zugleich ein herzlich freudiges Glückauf der neuen Schweiz, der wiedergeborenen, der freien, der arbeitskräftigen und zukunftssicheren!

Zum Ruhme des Schwabenthums.

(Rede beim Schwabenfest in Chicago im August 1878.)

Schroff seid Ihr Schwaben, eckig, eigensinnig, hartnäckig, aber es giebt doch kein wärmer empfindendes und heller denkendes Volk und kein schöneres und lieberes Land als das Eure — solche Aussprüche habe ich schon oft von Norddeutschen gehört, die erst als amerikanische Bürger das Schwabenland besucht und das Schwabenvolk gesehen haben.

Wohl ist die schwäbische Eigenart in der Geschichte des deutschen Volkes zuweilen zur Unart und Sonderstaatelei geworden, aber im Ganzen hat doch kein deutscher Volks-Stamm eine reichere und anziehendere Vergangenheit als der schwäbische, und es geziemt sich, daß wir an diesem Chicagoer Schwabenfesttage einen stolzen und dankbaren Blick werfen auf unsere großen Ahnen jenseits und diesseits des Weltmeeres.

Tapfer und unbesiegt stand der Schwabe in den ersten Jahrhunderten der deutschen Geschichte im Kampfe gegen die Heere der römischen Kaiser, die ihn nicht unterjochen konnten.

Selbst das Herz des Bürgers des Freistaates kann sich einer stolzen Aufwallung und einer mächtigen Rührung nicht enthalten bei der Erinnerung an die Macht und Herrlichkeit und an den Untergang des schwäbisch-deutschen Kaiserhauses der Hohenstaufen. Weithin durch's Schwabenland ist der Staufen sichtbar; ich habe ihn seit einem Vierteljahrhundert nicht gesehen, und doch ist mir's, als hätte ich ihn erst gestern geschaut, den herrlichen Berg, die Wiege Friedrich's des Roth-

barts, das Wahrzeichen des größten deutschen Glanzes, und zugleich das einstige Heim des deutschen Minneliedes.

Diesem Berg ist die größte Lichtgestalt des ganzen Mittelalters entstammt, Rothbarts Enkel, Kaiser Friedrich der Zweite, in welchem sich mit deutscher Heldenkraft und schwäbischem Gemüthe griechische wie arabische Bildung, der feinste Geschmack für alle edlen Künste, besonders für die Dichtkunst, eine seiner Zeit um viele Jahrhunderte voraus eilende Aufklärung und Duldsamkeit in Glaubenssachen und ein den ungeheuersten Schicksalsschlägen gewachsener, unerschöpflicher Reichthum des Geistes vereinigt haben.

Ein noch erhebenderes Bild als die Riesengröße Einzelner ist aber die männliche Tüchtigkeit und Freiheitsliebe der Vielen. Ein solches Bild im deutschen Mittelalter bietet der Bund der schwäbischen Reichsstädte in seinem heldenmüthigen Kampfe gegen die emporstrebende Macht der Fürsten dar. Mich haben von allen Schwabenstreichen stets am meisten die begeistert, welche in der Schlacht bei Reutlingen aus dem Armschmalz der freien schwäbischen Städtebürger auf die Reisigen ihres ihnen an Tapferkeit ebenbürtigen Gegners vom Hause Württemberg niederregneten:

> Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
> Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt.

Als aber später die schwäbischen Städter am Unglückstage von Döffingen dem Helden Eberhard der Rauschebart erlagen, gingen sie auf dem Schlachtfelde als tapfere Männer mit ihrem edlen Feldhauptmann Konrad Besserer von Ulm ruhmvoll unter, statt sich wie die anderen Städter zur Flucht zu wenden.

Der schwäbische Bauer hat schon vor den die Geister erweckenden und befruchtenden Gewitterstürmen der von Luther hervorgerufenden kirchlichen Umwälzung gezeigt, daß selbst die greulichste fürstliche und adelige Bedrückung und das schlimmste Pfaffenthum ihn nicht erdrücken konnten; er hat es bewiesen durch die Verschwörung und den Aufruhr des „armen Konrad". Als später der große Bauern-Krieg wirklich ausbrach, war der schwäbische Bauer unter den ersten Kämpen. Bei allen Verirrungen dieses ungeheuern und so blutig unterdrückten Aufstandes zeigte er besonders auch in Schwaben seinen gesunden Kern in den mit Recht jetzt so hochberühmten zwölf Sätzen gegen Frohn und Leibeigenschaft, und in dem verständnißvollen Eingehen vieler

der Aufständischen auf den großen Gedanken eines staatsmännischen Kopfes wie der Hohenloher Wendel Hippler, welcher mittelst der Befreiung der Bauern eine Neubildung des schon so sehr gelockerten deutschen Reichs auf volksthümlicher Grundlage anstrebte.

Einen erquicklichen Gegensatz zu den fürstlichen Bedrängern des deutschen Volkes im sechszehnten Jahrhundert bildet der edle württembergische Herzog Christoph, der Neubegründer der Landesverfassung, der Vater der seither auf eine so hohe Stufe erhobenen Volksbildung in Württemberg.

Aber aus den letzten Jahren jenes Jahrhunderts tritt uns neben vielen anderen Opfern fürstlicher Willkür ein vielbegabter schwäbischer Dichter entgegen — Nikodemus Frischlin, der Gefangene von Hohen-Urach, dessen Blut seinen Felsenkerker gefärbt hat.

Eine Leuchte schwäbischer Tapferkeit und Standhaftigkeit in den greuelvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges war die Veste Hohentwiel, deren württembergische Besatzung unter dem Hessen Konrad Wiederhold sich in vierzehnjährigen Kämpfen gegen eine oft ungeheure Uebermacht siegreich behauptete.

Die erhabenste Leuchte deutscher Wissenschaft war um dieselbe Zeit der Schwabe Johannes Kepler, der unsterbliche Erforscher des Sternenhimmels, der muthige Bekämpfer des Wahns und der Unduldsamkeit.

Während die neueste, Alles zersetzende Geschichtsforschung jetzt selbst die That der treuen Frauen von Weinsberg wegleugnen will, kann sie doch den Ruhm der schwäbischen Frauen von Schorndorf nicht leugnen. Als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der greulichste der Mordbrenner des vierzehnten französischen Ludwig, General Melac, mit seinen Truppen vor der Veste Schorndorf erschien und der Gemeinderath auf den Wink des Stuttgarter Geheimerathes Miene machte, die Stadt zu übergeben, da waren es Schorndorf's heldenmüthige Frauen, welche als bewaffnete kriegerische Schaar die Rathsherren zwangen, von ihrem Vorhaben abzustehen und die Stuttgarter Abgesandten gefangen setzten. Durch ihren Muth und ihre Entschlossenheit retteten darauf diese Frauen Stadt und Veste Schorndorf.

Daß der schwäbische Freiheitsmuth auch unter den Männern nicht ausgestorben war, das zeigte im Laufe des vorigen Jahrhunderts besonders in den engen Verhältnissen des Herzogthums

Württemberg der Kampf der Stände gegen die fürstliche Bedrückung und Verschwendungssucht. Unsterblicher Ruhm gebührt dem Haupthelden jener Kämpfe, dem Anwalt der württembergischen Landschaft, dem Verbesserer des deutschen Staatsrechts, Johann Jakob Moser, dessen stolzen Freiheitssinn der Herzog Karl Eugen selbst durch fünfjährige Einsperrung in den schaurigen Verließen von Hohentwiel nicht zu brechen vermochte.

Auch des armen Schubart sei gedacht, der zwar keinen felsenfesten Sinn wie Moser hatte, aber für das Beste und Edelste, was er geleistet, nämlich für seine vom ächtesten Freiheits- und Vaterlands-Geiste erfüllte Zeitung „Deutsche Chronik", so unendlich schwer auf Hohenasberg dulden mußte.

Selbst das schreckliche Schicksal eines Schubart konnte den Freiheitsgeist nicht dämpfen in dem jungen Schwaben Friedrich Schiller, der eine Lichtgestalt für alle Deutschen werden sollte — in ihrer Art so groß wie jene des zweiten Friedrich von Hohenstaufen, — statt der Kaiserkrone die Dichterkrone auf dem Haupt; der edelste Sänger der Freiheit und Menschenwürde, der beste Lehrer und Führer der deutschen Jugend, an der man verzweifeln müßte, wenn je der Sinn für Schiller's hohen sittlichen Geist ganz in ihr erlöschen sollte.

Unter den andern herrlichen schwäbischen Dichtern sei vor Allen Uhland genannt, in dessen Dichtungen sich das beste Theil des deutschen Mittelalters so schön mit dem Geiste der Neuzeit verknüpft, und in dessen ganzem Sein sich der unbestechliche Volksmann mit dem großen Dichter vereint.

Undankbar wäre es, wenn wir heute nicht auch großer schwäbischer Künstler wie Dannecker, und großer schwäbischer Denker wie Hegel, Schelling, Baur, Strauß, Robert Maier, Vischer, Johannes Scherr, und wie sie Alle heißen, gedenken wollten.

Der Name Uhland's aber gemahnt uns zugleich daran, daß in Schwaben schon in den zwanziger und dreißiger Jahren, als der größte deutsche Staat einen noch ganz unumschränkten Herrn hatte, ein äußerst reges, auch auf die Einheit und Freiheit des deutschen Gesammtvaterlandes hinzielendes Verfassungs-Leben herrschte. Und der Theil des schwäbischen Volkes, welcher dem bairischen Staate zugetheilt ist, nahm an solchem Ringen stets ebenso regen Antheil wie der württembergische.

In den bewegten Jahren 1848 und 1849 zeigte der bedäch-

tigere schwäbische Stamm im Allgemeinen nicht die überströmende umwälzerische Begeisterung seiner badischen und pfälzischen Nachbarn, wiewohl auch viele seiner Angehörigen schwer für ihre Freiheitsliebe büßen mußten. Ihre alte Festigkeit in der Vertheidigung des Volksrechts bewiesen die Schwaben dadurch, daß sie nach dem unglücklichen Ausgang der Bewegung von 1848 und 1849, in der Zeit des ärgsten Rückschritts, dreimal unter der Leitung des zu früh verblichenen Volksführers und siegreichen Vertheidigers von hundert und mehr politischen Angeklagten und Gefangenen, Adolf Schober, trotz aller Auflösungsbefehle eine die Volksherrschaft anstrebende verfassunggebende Versammlung wählten.

Minder löblich erschien den meisten von uns Deutsch-Amerikanern die schwäbische Zähigkeit nach den Ereignissen von 1866, indem sie sich so sehr gegen das nun zur Nothwendigkeit gewordene deutsche Einigungswerk unter preußischer Führung sträubte. Aber daß diesem Sträuben durchaus kein Mangel an deutschem Gefühle zu Grunde lag, das zeigte sich in den Jahren 1870 und 1871; denn bei Wörth, bei Sedan, und bei Champigny vor Paris, kämpften die Württemberger ebenso heldenmüthig gegen den Erbfeind und für die Wiederaufrichtung Deutschlands, wie es ihre Väter, der Rheinbund-Fesseln entledigt, unter Führung des tapferen Wilhelm gegen den großen Napoleon bei Brienne, Montereau und La Fère gethan. Und an den glänzenden Waffenthaten, welche das bairische Heer im letzten Kriege bei Weißenburg, Wörth, Sedan und Orleans verrichtete, haben die Soldaten aus Bairisch-Schwaben ihren redlichen Antheil.

Werfen wir zum Schluß noch einen dankbaren Blick auf unsere alten schwäbischen Vorgänger in Amerika! Pfälzer und Schwaben waren die ersten Deutschen, welche gemeinsam in größerer Anzahl nach Amerika auswanderten und ihr deutsches Volksthum hier behaupteten. Sie thaten dies besonders in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, um dem Drucke der einheimischen Fürsten und den Drangsalen Seitens der französischen Raubheere zu entgehen. So entstanden die pfälzisch-schwäbischen Niederlassungen in New York und Pennsylvanien, und die Abkömmlinge pfälzischer und schwäbischer Ansiedler sind in Pennsylvanien bis auf den heutigen Tag deutsch geblieben.

Unter jenen pfälzischen und schwäbischen Einwanderern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts war keiner größer und gewaltiger, als der Schwabe Johann Konrad Weiser, der ehemalige Schultheiß von Großaspach im Württemberger Oberamt Backnang. Kühn vertrat er am Hudson seine mit ihm eingewanderten deutschen Landsleute gegen die Uebergriffe und die Landgier der Englischen; er führte sie ihren Drängern zum Trotze vom Hudson an den Schoharie und Mohawk, wo pfälzischer und schwäbischer Fleiß aus der Wildniß einen großen Garten schuf. Weder Kerker noch Gewaltthat fürchtend, wagte Weiser sich von New York zurück bis London, um dort vor dem König das gute Recht seiner deutsch-amerikanischen Landsleute zu vertreten. Die Kraft seiner letzten Jahre aber widmete er dem Deutschthum in Pennsylvanien, wo er gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hochbetagt und hochgeehrt im deutschen Berks-Kreis gestorben ist.

Würdig dieses Vaters war sein ebenfalls aus dem Schwabenlande gekommener Sohn Konrad Weiser, — kein rauher Kraftmensch wie der Alte, sondern feiner und geschmeidiger, dabei der gründlichste ehrlichste Kenner der Indianer, und der Friedensstifter zwischen diesen und den Weißen in New York, Pennsylvanien und Virginien.

Das treue deutsche Blut der Nachkommen dieser süddeutschen Einwanderer war es, welches im amerikanischen Unabhängigkeitskriege unter dem Pfälzer Helden Herckheimer bei Oriskany für Amerika's Freiheit floß und in so vielen anderen Kämpfen zum besten Kitt des jungen Freistaates wurde.

In diesem Jahrhundert sind die Landsleute der Weiser in Haufen und Schaaren aus der schönen, aber übervölkerten schwäbischen Heimath in dies große Reich der Freiheit gezogen, sich und ihm zum Segen. Der größte unter ihnen war der berühmte Volkswirthschafts-Lehrer und Vorkämpfer des Schutzzolles Friedrich List von Reutlingen, der während seines Aufenthaltes in Amerika so viel zur Entwickelung des amerikanischen Gewerbsfleißes beigetragen und die größten Glanzkohlen-Lager Pennsylvaniens entdeckt hat.

Wie es selbst im entlegensten Theil des Schwarzwaldes, der Alb und des Algäu kein Dorf giebt, das nicht Angehörige in den Vereinigten Staaten hat, so trifft man in den letzteren allenthalben Schwaben. Sie sind treue und nützliche Bürger der

neuen Heimath im Frieden wie im Kriege, aber auch zähe Vertheidiger ihrer Freiheit, ihrer berechtigten von drüben mitgebrachten Eigenthümlichkeiten, ihrer volksthümlichen Gebräuche und Festesfreuden. Und da, wo Uebermuth von Eingeborenen ihr gutes Recht antasten will, sind sie kecke und trotzige Feinde, — ganz wie der große Schwabenschultheiß Johann Konrad Weiser, dessen Wahlspruch so gelautet hat:

„Ich bin nicht nach Amerika gekommen, um mein Haupt unter die Knechtschaft zu beugen; hoch und stolz will ich den Nacken tragen, wie es einem freien Manne ziemt."

Luther, der herrliche deutsche Mann.

(Rede an Luther's vierhundertstem Geburtstag; Chicago, 10. November 1883.)

Luther ist nicht nur der Reformator der Kirche, sondern auch der Reformator der deutschen Sprache, ja der Schöpfer unserer neuhochdeutschen gemeinsamen Schriftsprache, und eben damit der Erhalter der deutschen Nationalität.

Die deutsche Sprache drohte sich im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ganz in die Mundarten der einzelnen deutschen Stämme aufzulösen. Auf den deutschen Reichstagen herrschte eine förmliche Sprachverwirrung. Der Süddeutsche verstand den Norddeutschen nicht. Ja der holländische und flämische Theil der Nation entwickelte seine eigene Schriftsprache und es war Gefahr, daß dies auch von anderen Theilen des deutschen Volkes geschehe. Schon war es so weit gekommen, daß Oberdeutsche und Niederdeutsche, um einander zu verstehen, sich des Lateinischen bedienen mußten. Und diejenigen deutschen Schriftsteller, die sich überhaupt herbeiließen, Deutsch zu schreiben, schrieben in verschiedenen Dialekten. Eine deutsche Schriftsprache gab es nicht. Selbst auf deutschen Hochschulen wurde nur Lateinisch gesprochen.

Da kam Luther. Schon in seinen ersten Kämpfen mit Mund und Feder brauchte er neben der lateinischen die deutsche Sprache und suchte sich in ihr allen deutschen Stämmen verständlich zu machen. Am glänzendsten entfaltete sich aber sein sprachschöpferischer Genius bei seiner Bibelübersetzung.

Mit ihr begann er als Geächteter auf der Wartburg, nachdem er auf dem Reichstage zu Worms so heldenkühn in deutscher

wie in lateinischer Sprache dem Tode getrotzt hatte. Er vermittelte in seiner Sprachschöpfung zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen, und zwar hauptsächlich durch das Obersächsische und Meißnische. Dabei benützte er die in der kursächsischen Kanzlei gebrauchte Sprache, welche auch außerhalb Sachsens und sogar von der kaiserlichen Regierung, als diese unter Maximilian noch deutsch und noch nicht unter Karl dem Fünften spanisch war, amtlich benützt wurde. Aber wie sehr bedurfte diese schwerfällige, häufig geschmacklose und dabei unsichere und unbestimmte Sprache, welche überdies niemals in's Volk gedrungen war, der Umgestaltung und der Verwandlung in eine allgemein faßliche, volksthümliche Sprache!

Luther schildert das damalige Sprachelend mit den Worten: „Nun sehe ich, daß ich noch nicht meine angeborene deutsche Sprache kann. Ich hab' auch bisher noch kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen war. Es achtet auch Niemand, recht deutsch zu reden, sonderlich der Herren Kanzleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern."

An die Stelle des schwerfälligen und verworrenen Satzbaues der Kanzleisprache setzte Luther seinen klaren gedrungenen Stil, an die Stelle ihrer Abgeschmacktheit und Schnörkelei seine kraftvolle und einfache Ausdrucksweise

Als er in Wittenberg seine Uebersetzungsarbeit fortsetzte, schienen ihm, zumal im Alten Testament, die Schwierigkeiten zuweilen unüberwindlich. Er seufzte einmal: „Mein Gott, was ist's für ein großes und mühsames Werk, die hebräischen Schriftsteller zwingen, daß sie deutsch reden! Wie sträuben sie sich, ihr Hebräisch zu verlassen und das barbarische Deutsch nachzuahmen, als wollte man die Nachtigall zwingen, daß sie von ihrer feinen Melodie lasse und den Kukuk nachahme, dessen einförmigen Ton sie verwünschet."

Aber siegreich überwand Luther auch diese Schwierigkeiten, so daß der brave Hans Sachs ihn selbst die Wittenbergisch Nachtigall nennen konnte. Luther tränkte die vorher so unmelodische neudeutsche Sprache mit Wohllaut; doch bei aller Schönheit, die er ihr verlieh, bereicherte er ihren Sprachschatz hauptsächlich dadurch, daß er dem Volksmunde die Ausdrücke ablauschte, die er dann verfeinerte und veredelte. Seinen sprachgeschickten Freund Spalatin hatte er gebeten, ihm „lauter einfältige volks-

thümliche deutsche Ausdrücke zu geben, nicht Wörter des Schlosses und Hofes." Ueber sein eigenes emsiges Forschen und Suchen beim Volke sagt er: „Nicht die Buchstaben in der fremden Sprache darf man fragen, wie man deutsch reden solle, sondern die Mutter zu Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt muß man darum fragen und ihnen auf's Maul sehen."

Mit seinem tiefen Gemüthe erfaßte er das Volksgemüth und legte das Edelste und Beste desselben in seiner Sprache nieder. Daher ihre ächt deutschen Worte und Wendungen, ihre edle Kraft, ihr Salz und Mark; neben ihrer urwüchsigen Derbheit ihre Tiefe und Zartheit, und ihre herzgewinnende Einfalt und Einfachheit. Von dieser seiner volksthümlichen Sprachmeisterschaft rührte es hauptsächlich her, daß, wie der große katholische Kirchengeschichtschreiber Döllinger sagt, „Sinn und Geist der Deutschen in Luther's Hand wie die Leier in der Hand eines Künstlers war."

Luther's Bibelübersetzung und so viele der Kraft- und Kern-Stellen in seinen ursprünglichen Schriften und in seinen Reden voll hinreißender Gewalt und volksthümlichster Einfachheit wurden das Eigenthum des gesammten deutschen Volkes. Zwar behielten die einzelnen Stämme ihre Mundarten; doch über diesen stand und steht als höhere Einheit die von Luther geschaffene deutsche Schriftsprache. Wohl wurde sie nach Luther's Zeit vielfach wieder entstellt. Aber alle wahrhaft großen deutschen Schriftsteller stellten sich auf Luther's Schultern und unsere klassische deutsche National-Literatur baute sich auf seiner Sprache auf.

Wie Luther, als der heldenmüthigste Vertreter der Freiheit wissenschaftlicher Forschung, der deutschen Wissenschaft, die seither zu einer Leuchte der Menschheit geworden ist, die Bahn gebrochen hat, so hat er dieser Wissenschaft wie der deutschen Kunst ihre Sprache gegeben. Darum nur, und nicht aus kleinlichem Sektengeiste, nennt der große deutsche Sprachforscher Jakob Grimm die Sprache der deutschen Dichter und Denker den — protestantischen Dialekt. Darum führen Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm in ihrem großen deutschen Wörterbuche bei jedem bedeutenden Worte Luther als den Vater der neuhochdeutschen Sprache an.

Ohne das von Luther geschaffene Band dieser Sprache gäbe es heute keine einheitliche deutsche Nationalität, und auch kein amerikanisches Deutschthum. Wir Deutsch-Amerikaner beweisen unsere Dankbarkeit für dies unsterbliche Verdienst

Luther's am besten dadurch, daß wir die sprachlichen Bestrebungen von Männern wie Hermann Raster unterstützen, welche seit einem Menschenalter die deutsche Sprache Luther's in Amerika in ihrer Reinheit aufrecht erhalten.

Um auch nur das sprachliche Verdienst Luther's ganz ermessen und völlig bewundern zu können, muß man bedenken, daß er diese wundervolle Leistung inmitten seines Riesenkampfes gegen das von der kaiserlichen Gewalt unterstützte Rom, unter häufiger Gefahr für seine Freiheit und sein Leben vollbracht hat, und daß er bei dieser Arbeit auch dann in Wittenberg ausharrte, als sich dort zu dem über seinem Haupte blitzenden Bannstrahl der Mächtigen der Erde die Pest gesellte, vor der die ganze Universität entfloh — nur Luther nicht, der todesmuthig wie immer sein Werk fortsetzte und aufopfernd und selbstlos wie immer die Kranken pflegte und die Sterbenden tröstete.

Damit die sprachliche, wie die religiöse Ausbildung Gemeingut des deutschen Volkes werde, regte Luther, besonders in seinem schönen herzlichen Sendschreiben „an die Rathsherren aller Städte deutschen Landes" die Aufrichtung und Erhaltung deutscher Volksschulen an, „nicht nur für Knaben, sondern auch für Mägdlein," ebenso die Errichtung städtischer öffentlicher Bibliotheken. So ist er der Vater der deutschen Volksschule geworden. Er wurde auch zum Schöpfer der deutschen Gymnasien. Und nicht nur zu einem christlichen, eine einheitliche Nationalsprache verstehenden, sondern auch zu einem mannhaften und muthigen Volke wollte er seine „lieben Deutschen" erziehen. Er, der muthigste von Allen, ruft in einem seiner Türkenbüchlein, in welchen er die Protestanten aufforderte, treu und bieder zum Reich und zum Kaiser gegen den Türken zu stehen, den deutschen Kriegern zu: „Reckt Eure Köpfe hierher nach Wittenberg, dann will ich Euch einsegnen und dann laßt die Spieße und Büchsen fahren in die Kinder des Unfriedens."

Wohl verlangte Luther mit der ganzen Rauhheit seiner Zeit die Unterdrückung der Bauernbewegung, nachdem sie den gesetzlichen Boden verlassen und seine mit Gefahr seines Lebens den von ihm besuchten thüringischen Bauern ertheilten Rathschläge mißachtet hatte. Er ging damals in seiner Leidenschaftlichkeit zu weit. Aber er wurde deshalb kein Fürstenknecht. Wohl hatte er angesichts der Bauerngreuel den Herren zugerufen: „Rettet hier, helft den armen Leuten, steche, schlage, würge hier, wer

kann." Aber mit demselben Ungestüm warf er sich der Grausamkeit der siegreichen Herren entgegen; er nannte sie „Bestien, Wölfe, Säue, Bären und Leuen" und verlangte, „daß sie Gnade erzeigen sollten nicht nur den Unschuldigen, sondern auch den Schuldigen." Unerschrocken trat er noch als älterer Mann für seine schwerbedrückten nächsten Landsleute im Mansfeldischen in die Schranken und bekämpfte den regierenden Grafen Albrecht von Mansfeld muthig, „weil er die Unterthanen hart drückt, sie von ihren Erbfeuern und Gütern zu bringen sucht und sie schier zu leibeigen zu machen gedenkt. Wer nun also will die Güter an sich reißen, da ist Gottes Gnade und Segen nicht, heißet auch gestohlen und geraubt für Gott."

Der größte Volksmann der Deutschen war nie ein Volksschmeichler, aber ebenso wenig ein Fürstenschmeichler. Keiner hat den „großen Hansen" unerschrockener und derber die Meinung gesagt als Luther, und vor einer Zuhörerschaft von Fürsten sprach er auf der Kanzel: „Der Titel Mensch ist höher als der Titel Fürst, ein Fürst ist ein nachgemacht Ding, den Menschen hat Gott gemacht, den Fürsten haben Menschen gemacht .... Man soll die weltlichen Regenten strafen, wenn sie der armen Unterthanen Güter verderben lassen und gestatten auszusaugen mit bösem Regiment."

Die Kopfhängerei und Muckerei waren ihm in innerster Seele zuwider. Kräftigst bekämpfte er die zu jener Zeit unter den Deutschen herrschende Völlerei und sagte ihnen: „Wie jedes Land einen eigenen Teufel hat, so wird der deutsche Teufel ein guter Weinschlauch sein." Aber den Fanatikern, welche die Unmäßigkeit durch eine ebenso maßlose Enthaltsamkeit bekämpfen, gab er die gute Lehre: „Wein und Weiber bringen Manchen in Jammer und machen ihn zum Narren, und doch wird man darum nicht alle Weiber tödten und allen Wein ausschütten wollen." Ebenso wenig wollte er das Bier ausgeschüttet wissen, sondern lobte sich sein Wittenbergisch und Torgauisch Bier. „Man muß", sagte er, „den Gästen einen guten Trunk geben, damit sie fröhlich werden."

Als er so heldenmüthig gegen den Willen seines Kurfürsten, der Acht und dem Banne des Kaisers und Papstes trotzend, seine Zufluchtsstätte auf der Wartburg verließ, um die Bilderstürmer und Schwarmgeister in Wittenberg zu bekriegen, da kehrte er sich mit seiner unwiderstehlichen Kraft und Wucht auch gegen den

Sabbath-Fanatismus, und bis an sein Ende lehrte er, daß wir allerdings einen Tag unter sieben Tagen feiern sollen, weil wir das natürliche Bedürfniß der Ruhe haben, daß dieser Tag für Predigt und zum Hören des göttlichen Wortes dienen, aber kein Tag der Trübsal und des finsteren Hinbrütens sein solle, sondern sich mit unschuldigen Freuden dieser Welt gar wohl vertrage. Auch in seinen Schriften bekriegt er die Befürworter des christlichen Sabbathzwangs aufs entschiedenste und sagt ihnen: „Wollet Ihr nun ein nöthig Gebot aus dem Sabbath machen, als ein Werk von Gott erfordert, so müßt Ihr den Sonnabend halten, und nicht den Sonntag, denn der Sonnabend ist den Juden geboten, und nicht der Sonntag.... Tolle Sophisten seid Ihr, die bald eine Sünde daraus machen, wenn man am Sonntag Kraut feil hat oder sonst etwas Geringes thut. Es liegt nichts daran, ob wir feiern oder nicht, die Gewissen sind frei. Wer nicht will feiern, der arbeite immerhin; wir wollen ihn nicht schelten, noch verjagen. Will er aber fromm sein, Gott lernen kennen, so brauche er den Feiertag um der Ursach willen, daß er das Wort Gottes höre." — Der große Reformator selbst huldigte am Sonntag, nachdem er das Wort Gottes verkündet hatte, weltlichen Freuden, und er wäre der Letzte gewesen, sie dem Volke zu nehmen.

Tief erfaßte Luther's dichterischer Sinn die Schönheiten der Natur. Und in der Art zum Beispiel, wie er die Singvögel schützte, trat seine Schalkhaftigkeit und Liebenswürdigkeit so recht zu Tage. Als sein alter Diener Wolf Sieberger einen Vogelheerd anlegte, setzte Luther eine Klageschrift „der Drosseln, Amseln, Finken und anderer frommer, ehrbarer Vögel" an Dr. Martin Luther gegen Wolf Sieberger auf, worin diese Vögel sagen:

„Wir sind gläublich berichtet, daß besagter Wolf die Freiheit, die uns Gott gegeben, in der Luft zu fliegen und auf Erden Körnlein aufzulesen, uns nehmen, dazu unserm Leib und Leben nachstellen will, so wir doch gar nichts gegen ihn verschuldet haben und er seinen Zorn viel besser wider schädliche Thiere brauchen würde. Der Doktor Luther sollte ihm dies verweisen oder ihn wenigstens dazu anhalten, daß er uns Abends Körner streue und vor Morgens acht Uhr nicht aufstehe. Anderfalls wir von Gott bitten, daß er besagten Wolf des Tages an unserer Statt Frösche, Heuschrecken und Schnecken fangen und ihn des Nachts von Mäusen, Flöhen, Wanzen überzogen werden lasse, damit er unser vergesse."

Inniger als Luther begriff Keiner das Kindesherz in

seiner reinen Natürlichkeit. „So aufrichtig und ohne alle Bosheit wie die kleinen Kinder“ — sagt er — „wären wir im Paradies gesinnet gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten an den Kindern; das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel, die thun Alles einfältig, von Herzen und natürlich.“ Der Gewaltige, der das allmächtige Rom „gestürmet“ hat, schrieb von der Veste Koburg mitten unter den dringendsten Sorgen um den Augsburger Reichstag an sein kleines Söhnchen Hans in Wittenberg:

„Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben goldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen und Pflaumen auf, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: es sind die Kinder, die lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther; möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet und lernt, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus Melanchthon und Jost Jonas auch, und wenn sie alle zusammenkommen, werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel goldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnchen Hänsichen schreiben, daß er ja wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also. Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen.“

Hat es je ein schöneres Vaterherz gegeben, als das, welchem dieser Brief entströmte? Und der ganze Zauber eines gemüthvollen deutschen Ehelebens ergreift uns, wenn wir Luther sagen hören: „Ich achte meine Käthe theurer denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft.“ Oder wenn er auf dem Krankenbette schreibt: „Ich habe meine Käthe lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr: ich wollt lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten.“ Streit hatte er mit Frau Käthe beinahe nur, wenn sie, die sparsame Hausfrau, Einsprache gegen seinen unbegrenzten, oft weit über

seine Mittel hinausgehenden Wohlthätigkeitstrieb und gegen seine sogar ein Honorar für seine besten und verbreitetsten Schriften verschmähende übertriebene Uneigennützigkeit erhob.

Auch das edle Lutherische Familienleben mit seiner liebevollen und doch strengen Kinderzucht ist für alle Zeiten ein leuchtendes und segensreiches Vorbild für das deutsche Volk auf beiden Seiten des Ozeans.

Luther ist nicht nur ein großer geistlicher Dichter, nicht nur der Vater des deutschen Kirchenliedes, sondern auch ein rüstiger Beförderer der weltlichen Dichtkunst und zumal des sangbaren deutschen Volksliedes.

Und wie hat er bis auf den heutigen Tag das Leben seines Volkes weit hinaus bis in die entferntesten Winkel der Erde, wo es Deutsche giebt, erhellt und verschönert durch seine Vollbringungen und sein Beispiel auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges. Er selbst war ein Sänger und Musiker von großartiger Begabung. Seine gewaltige geistliche Tonschöpfung hat nicht ihres Gleichen. Doch ebenso eifrig übte und förderte er weltliche Musik und weltlichen Gesang, das volksthümliche deutsche Lied. Nicht nur führte er sie als einen Theil des Schulunterrichts ein, sondern sein großer häuslicher Tisch, an welchem sich um ihn, den gastfreundlichen und humorvollen Hausherrn, die Freunde und Familienmitglieder sammelten, war so oft des Abends eine ächte deutsche Liedertafel. Da trug er selbst die Notenbücher herbei, übte geistliche und weltliche Lieder ein und begleitete den Gesang der Anderen mit seiner schönen, kräftigen Tenorstimme, oder auf der Flöte oder der Laute. Ein Zeitgenosse beschreibt ihn bei diesem anmuthigen Walten so: „Ein fein, klar und tapfer Gesicht und schwarze blitzende Falkenaugen hatte er und war von Gliedermaßen eine schöne Person; er war ein guter Musicus, hatte auch eine feine helle reine Stimme, beide zu singen und zu reden, war nicht ein großer Schreier.“ Luther selbst aber schildert das Glück, welches die Musik ihm und er durch sie Anderen bereitet hat, mit den herrlichen Worten: „Mein Herz läuft über und wallet gegen die Musika, die mich so oft erquickt und aus großen Nöthen befreit hat.“

Schiller, drüben und hüben.

(Rede bei der Legung des Grundsteins des Schillerdenkmals in Chicago, 10. November 1885.)

Als vor sechsundzwanzig Jahren Deutschland den hundertsten Geburtstag Schiller's feierte, sprach der greise Dichter Uhland in festlicher Versammlung zu Stuttgart: „Ueber Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Ozeans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimathlande."

Uhland hatte Recht; und nicht nur die Achtundvierziger, sondern die Deutsch-Amerikaner überhaupt feierten damals den hundertsten Geburtstag Schiller's so innig und begeistert, wie die Deutschen im alten Vaterlande. Nie zuvor hatte es in der neuen Welt eine so schöne und erhebende allgemeine Feier gegeben wie diese; denn ihr geistiger Mittelpunkt war der größte dramatische Dichter unseres Volkes und Deutschlands edelster Lehrer und Seher. In demselben Geiste sind wir heute versammelt.

An Schiller's hundertstem Geburtstage wurde in seiner Geburtsstadt Marbach der Grundstein zu seinem dortigen Denkmale gelegt. Heute legen wir hier den Grundstein zu demselben Denkmale. Die kleine Stadt Marbach ließ nach der Grundsteinlegung sechszehn und ein halbes Jahr verfließen, ehe sie am 9. Mai 1876, an Schiller's einundsiebzigstem Todestag, ihr Schillerdenkmal enthüllte. Wir haben — Dank der Thatkraft des hiesigen Schwabenvereins und des Comites deutscher Bürger — die freudige Gewißheit, daß das Chicagoer Denkmal Schiller's sechs Monate nach der Grundsteinlegung, nämlich am 9. Mai 1886, enthüllt werden wird.

Der Schöpfer dieses Marbacher und Chicagoer Schillerdenkmals, Ernst Rau, hat weder das eine noch das andere in seiner Vollendung erblickt. Er ruhte am Tage der Marbacher Weihe bereits auf einem Stuttgarter Friedhofe und hatte bei seinem Sterben keine Ahnung, daß sein Werk einst auch zu einer Zierde Amerika's werden würde. Wie würde ihm eine solche Ahnung den frühen Tod verschönt haben!

Rau's Schöpfung giebt uns den Dichter in beinahe doppelter Lebensgröße im blühendsten Mannesalter, als er die schwäbische

Heimath elf Jahre nach seiner Flucht wieder betreten hatte, um acht Monate in ihr zu verweilen. Damals saß er seinem Jugendfreunde, dem großen Bildhauer Dannecker, in Stuttgart zu jener Büste, welche seine Züge am treuesten und geistvollsten wiedergiebt. Diese edlen Züge mit dem begeisterungsvollen Ausdruck bilden das Antlitz der von Rau entworfenen hoheitsvollen Gestalt, welche sich vom nächsten Mai an auch auf dieser Stätte erheben wird.

Von Marbach's Schillerhöhe blickt sie in's liebliche Neckarthal. Hier aber wird sie der schönste und volksthümlichste Park der jungen amerikanischen Weltstadt beim Rauschen des mächtigen Michigan-See's umgeben.

Als Schiller zu früh der Menschheit entrissen wurde, war hier noch weit und breit eine menschenleere Wildniß. Jetzt ist hier ein großes Reich der Freiheit; und auch Schiller's Reich; denn er ist ja der größte aller Freiheitsdichter. Wie der Zug der Dichtung seines großen Freundes Goethe auf die Natur ging, so war Schiller's Dichtung auf die Freiheit gerichtet.

Titanisch bäumt sich in den „Räubern" sein jugendlicher Freiheitsgeist gegen persönlichen Druck. Im „Fiesco" straft er den Verräther an der Republik mit Untergang. In „Kabale und Liebe" brandmarkt er den aristokratischen Unterschied der Stände und schleudert seinen Fluch gegen diejenigen deutschen Fürsten, welche ihre Landeskinder zum Kampfe gegen Amerika an England verkauften. Als Marquis Posa im „Don Carlos" ist er der hehre Anwalt der Menschheit gegen den Despotismus.

Selbst die von ihm tief verabscheuten Greuel der französischen Revolution machen ihn nicht irre; und im Hinblicke auf sie ruft er den gesitteten Völkern zu:

> Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
> Und würd' er in Ketten geboren.
> Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
> Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.

Wie er als junger Geschichtschreiber den Freiheitskampf der Niederlande verherrlicht, so verklärt er als gereifter dramatischer Dichter im „Tell" das sittlich reine Ringen eines Volkes nach Freiheit und Menschenrecht und die Vaterlandsliebe mit herzbezwingender Macht und Schönheit. Mit Worten, so hinreißend und thatenerzeugend wie die der amerikanischen Unabhängigkeits-

erklärung, sagt er denjenigen Bedrückten, die der Freiheit würdig sind:

> Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.
> Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
> Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.
> Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
> Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.

Als die Riesengestalt des corsischen Welteroberers kaum erst ihren drohenden Schatten auf Deutschland zu werfen begann, da mahnte der dem Tode verfallene Freiheits- und Vaterlands-Dichter mit ahnungsvoller Seele den Deutschen:

> An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
> Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.

Nirgends aber haben wir unseren Schiller nöthiger als in Amerika. Sein hoher deutscher Geist, sein schöner Familiensinn, wie er uns aus seiner „Glocke" entgegentönt, soll unsere Kinder deutsch erhalten in englischer Umgebung; sein erhabener Idealismus, seine herrliche sittliche Kraft, sein großes Herz soll unsere Kinder vor geistiger Versumpfung und vor Verödung des Gemüths bewahren. Uns, den Alten, ist er noch nöthiger. Denn nur er mit seinem unerschütterlichen Glauben an die Menschheit und an ihre fortschreitende freiheitliche Entwicklung kann uns inmitten eines an Enttäuschungen reichen Lebens vor einer grämlichen und entmuthigenden Schwarzseherei bewahren. Von seiner Vaterlandsliebe, seinem Weltbürgersinne, seinem Seelenadel und seiner Menschenliebe ergriffen und gerührt, werden wir niemals ganz jenen höheren geistigen Schwung und jenen idealen Anhauch verlieren, ohne den das Leben nicht werth ist gelebt zu werden.

Die Stätte, auf der wir jetzt stehen, sei fortan geheiligt! Denn sie ist nunmehr dem reinen und erhabenen Genius Schiller's geweiht, von dem sein neidloser Ruhmesgenosse Goethe singt:

> Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Schiller im Lincoln-Park.

(Rede bei Einweihung des Chicagoer Schillerdenkmals 15. Mai 1886*).

Heute vor einundachtzig Jahren und sieben Tagen, am Vorabend seines Todestages, verlangte Schiller im Krankenzimmer seines Hauses in Weimar, man solle den Fenstervorhang öffnen, er wolle die untergehende Sonne sehen. Und nun schaute er, dessen mächtiger Geist in jenen letzten Lebenstagen, an seinem letzten Meisterwerke, dem unvollendet gebliebenen Trauerspiele „Demetrius" arbeitend, das „unabsehbar der Morgensonne sich entgegenstreckende Russenreich" durchwandert hatte, lange in die Strahlen der Abendsonne. Die Abschiedsblicke, welche der größte Dichter der Freiheit und der Menschenwürde in seinem Sterben auf die Pracht der irdischen Natur geworfen hat, waren dem fernen, freien Westen zugekehrt. Ahnte er, daß den Schöpfungen seines Geistes und seinem Ruhme auf amerikanischem Boden eine Heimath von Weltmeer zu Weltmeer erblühen werde?

Zu derselben Zeit, als Amerika sich die Unabhängigkeit von fremdem Joche erstritt, hatte der junge Schiller seinen eigenen Unabhängigkeitskampf zu bestehen. Der württembergische Herzog Karl Eugen suchte den Dichtergeist des von ihm abhängigen Karlsschülers und Regimentsarztes zu erdrücken. Doch obgleich der Tyrann mißliebige Schriftsteller mittelst eines plötzlichen Federstrichs in die Kerker von Hohentwiel und Hohenasberg warf, setzte der Jüngling Schiller in Stuttgart voll des muthigsten Freiheitsgefühls und Thatendrangs sich standhaft gegen ihn zur Wehre. Und in demselben Jahre, in welchem Amerika's Unabhängigkeit vollendet wurde, befreite er sich gänzlich von den Fesseln seines Zuchtmeisters.

Selbst die bitterste Enttäuschung und Noth nach seiner Flucht konnten ihn nicht dazu bringen, sich vor dem Bedränger seiner Jugend zu demüthigen. Ebenso wenig vermochten sie den Flug seines Genius zu hemmen, wenn es ihm auch damals bei der seine dichterische Thätigkeit gar oft unterbrechenden Arbeit um's karge

---

*) In Folge des anarchistischen Bombenwurfs auf dem Heumarkt am 4. Mai 1886 wurde das Schillerfest, von Schiller's Todestag, 9. Mai, auf den 15. Mai verschoben.

Brod nach seinem eigenen Ausdrucke häufig zu Muthe war, wie Einem, „der aus der Schlacht kommt und Flöhe fangen muß."

Sein hoher Sinn, sein Drang, sich und die Menschheit zu veredeln, hob ihn hoch empor über alle Erbärmlichkeiten des Lebens. Zu einem sorgenfreieren Dasein verhalfen ihm später die eigene Kraft sowie ein kleiner Fürst, aber großer Mensch, Karl August von Weimar. Auch vor diesem bethätigte er stets den „Männerstolz vor Königsthronen". Der gute Herzog bewirkte es freilich, daß der römisch-deutsche Kaiser „Franz der Andere" den Verfasser revolutionärer Trauerspiele und Geschichtswerke wegen seiner Verdienste um deutsche Sprache und Vaterlandsliebe „in des heiligen römischen Reichs Adelsstand gnädigst erhob, einsetzte und würdigte." Doch daß „Schiller ganz unschuldig daran" ist, das bezeugt uns keine Geringere, als seine treffliche Gattin, welche zwölf Jahre zuvor freudig ihren Geburtsadel hingegeben hatte, um ihn, den Bürgerlichen, zu heirathen. Auch als unfreiwillig Geadelter wies Schiller jede Beeinflussung seiner dichterischen Thätigkeit von Seiten seines Herzogs zurück und blieb offen und freimüthig dem Glaubensbekenntnisse treu, das er vor einem anderen deutschen Fürsten, dem Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, abgelegt hatte:

„Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und der große Mittelpunkt aller Kultur."

Durch „die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens" suchte Schiller sich und die Menschheit, vor Allen seine Deutschen, „der Freiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte" würdig zu machen, die Freiheit vor schnödem „Mißbrauch rasender Thoren" zu bewahren, mit ihr die „heilige Ordnung, die segensreiche Himmelstochter", unauflöslich zu verbinden, und die Höllentochter der Anarchie aus der Welt zu verbannen. Dies war das große Ziel seines Lebens. Bei diesem Streben wurde er nicht nur ein erhabener Dichter, sondern auch ein erhabener Mensch, der ebenso groß handelte als er dachte; und zugleich war der Sänger der Frauentugend und der Vaterliebe in einem Zeitalter des sittlichen Zerfalls in Europa, der beste und zärtlichste der Familienväter.

Im engen Rahmen einer Volksrede läßt sich jedoch Schiller's Persönlichkeit ebenso wenig erschöpfend darstellen,

als mir dies vor sechs Monaten auf dieser Stätte in Betreff seiner Dichterkraft möglich gewesen ist. Das schönste und treueste Bild dieser Persönlichkeit giebt uns Goethe. Noch im hohen Greisenalter blickte der große Altmeister deutscher Dichtung voll Rührung auf seinen Seelen- und Herzens-Bund mit Schiller zurück, und bei Erwähnung seines geselligen Verkehrs mit dem ihm so früh Entrissenen sagte er:

„Schiller erscheint hier wie immer im unumschränkten Besitz seiner erhabenen Natur. Er ist groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein."

An einer anderen Stelle sagt Goethe, dieser unendlich reiche Geist, über sein Verhältniß zu dem „hohen Manne":

„Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Auch in Chicago's Lincoln-Park befindet sich Schiller in guter Gesellschaft. Hier wird er, zumal an jedem schönen Sonntag, auf ein Volk herniederblicken, welches, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt, unter dem gemeinsamen Segen der Freiheit und des amerikanischen Bürgerrechts geeinigt ist. Und vor allen wird hier stets kräftig und selbstbewußt die Sprache der Deutschen in sein Ohr klingen. Ohne Erröthen dürfen die Deutsch-Amerikaner sich ihm nähern. Denn in seinem Geiste hat ihre ungeheure Mehrzahl hier stets gehandelt, im Frieden wie im Kriege. Sie tragen keine Verantwortlichkeit für die Verbrechen der undankbaren „rasenden Thoren," welche weder deutsch noch amerikanisch, sondern „international" sind.

Den Rücken wird unserem Dichter in diesem schönen Parke der edle Lincoln decken, welchen er mit seinem Seherblicke vorausgesehen zu haben scheint, wenn er in seiner Geschichte des Freiheitskampfes der Niederlande schreibt:

„Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder; das Schicksal der Freiheit scheint besiegelt; mit Wilhelm von Oranien, der sich, ein zweiter Brutus, über eine furchtsame Selbstsucht erhaben, dem großen Anliegen der Freiheit geweiht hatte, scheinen alle ihre rettenden Engel geflohen. Aber die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr...... Die neue Republik hebt aus Bürgerblut ihre siegende Fahne."

Die Flanke des Dichters der Schlacht und des Heerlagers, des geschichtschreiberischen Meisters in der Schilderung großer Kriegsthaten, wird der Feldherr Grant decken, der siegreiche Vertheidiger der Freiheit und der Menschenrechte. Noch aus einem anderen Grunde wird der amerikanische Kriegsheld im Lincolnpark der würdige Genosse des großen deutschen Mannes und Dichter sein. Grant hat zuletzt noch in schwerem Siechthum mit wunderbarer Geistesstärke dem Tode ein bedeutendes Geschichtswerk abgerungen; unser ebenso heldenhafter Schiller aber hat gleichfalls unter schweren Körperleiden seine größten Meisterwerke geschaffen, selbst den „Wallenstein," diese in der Weltliteratur unerreicht dastehende dramatische Schöpfung, und den „Wilhelm Tell", die schönste aller Freiheitsdichtungen.

Uns aber wird heute Schiller — von Künstlerhänden seiner schwäbischen Heimath und von schwäbischen und deutschen Herzen in der neuen Heimath zu neuem körperlichem Dasein erweckt — in der vollen Blüthe seiner leiblichen wie seiner geistigen Kraft und Hohheit vor Augen treten — als der jugendliche Dichter des Don Carlos. Das Wort, welches er in dieser herrlichen Schöpfung gerade vor einem Jahrhundert seinem Posa in den Mund gelegt hat, gilt von ihm selbst, dem niemals alternden, die Vervollkommnung und Beglückung aller Menschen anstrebenden und bis in die ferne Zukunft fortwirkenden Dichter und Seher:

„— — Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden."

Uhland, der Sänger und Kämpfer Deutschlands.

(Rede, an Uhland's hundertstem Geburtstage; Chicagoer Schwabenfeier; 26. April 1887.)

Liebe Landsleute! Längere Zeit muß ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Denn mein Herz ist voll von dem herrlichen Manne, den ich in meiner Jugend selbst sehen und hören durfte.

In Tübingen, der so schön im Neckarthale gelegenen schwäbischen Universitätsstadt, sah vor hundert Jahren Ludwig Uhland „des ird'schen Tages erstes Licht". Dort brachte er auch den größeren Theil seines Lebens zu. Vom Vater, dem Univer=

sitätssekretär Uhland, erbte er den Ernst und die strenge Gewissenhaftigkeit, von der ebenso kernschwäbischen Mutter das reiche Gemüth und den hellen Verstand.

Seine Jugend fiel in die Zeit der harten Knechtung Deutschlands durch den größten Eroberer und Kriegsmeister. Doch statt sich dem fremden Joche zu beugen, versenkte er sich in die große Vergangenheit des deutschen Volkes und in die deutsche Dichtung des Mittelalters, wenn er auch daneben auf den Wunsch der Eltern fleißig die Rechtswissenschaft studirte. Im Jahre 1810, als Napoleon auf dem Gipfel der Macht stand, treffen wir den dreiundzwanzigjährigen Uhland in Paris, aber nicht, um, wie so viele entartete Deutsche jener Zeit es thaten, vor dem Unterdrücker Deutschlands im Staube zu liegen, sondern um auf der kaiserlichen Bibliothek in Büchern und Handschriften altfranzösischer und deutscher Dichtung nachzuforschen.

Er selbst war damals schon ein großer, wenn auch noch unbekannter Dichter. Nicht wenige seiner schönsten Lieder, seiner meisterlichsten Balladen und Romanzen hatte er, angeregt durch deutsche Forschung und durch Tübinger Studiengenossen, wie Justinus Kerner und Carl Mayer, bereits gedichtet. Seine Muse verstummte einige Zeit, als er im Jahre 1812 eine höchst anstrengende Sekretärsstelle beim Justizministerium in Stuttgart übernahm. Doch gewann er dort eine tiefe Einsicht in die schweren Gebrechen der württembergischen Verwaltung, und auch diese Kenntniß kam gleich seiner Rechtsgelehrsamkeit später seinem Volke zu Gute.

Schon der junge Justizministerialsekretär Uhland hatte in seinen Arbeiten dem Despotismus des damaligen württembergischen Königs Friedrich von Napoleon's Gnaden sein starres Rechtsgefühl entgegengestellt und war deshalb unbezahlt geblieben. Zu derselben Zeit, als das deutsche Volk die Ketten der Fremdherrschaft abschüttelte, entsagte Uhland dem Königsdienste. Eine persönliche Betheiligung an dem großen Befreiungskampfe, zu dessen herrlichsten Sängern er gehört, war ihm unmöglich, weil der noch immer für Napoleon eingenommene König Friedrich keine Freiwilligen in dem unter seinem Sohne Wilhelm so tapfer gegen Frankreich kämpfenden württembergischen Armeecorps duldete. Aber fortan war Uhland, zunächst in der ihm unangenehmen Stellung eines Advokaten in Stuttgart, einer der besten

Kämpen für Volksrechte, und sein Lebensgang ist von da an unauflöslich mit der Geschichte seines Volkes verknüpft.

Uhland's gesammtes Wirken war dem deutschen Volke geweiht. Als unübertroffener Literaturforscher diente er der deutschen Vergangenheit, als einer der größten Dichter und Volksvertreter diente er der deutschen Gegenwart und Zukunft.

Betrachten wir ihn einen Augenblick als Forscher. Von Jugend auf und bis an sein Lebensende erforschte er Sang und Sage des deutschen Mittelalters. Keiner hat so kraftvoll wie er Entstehung, Sinn und Bedeutung des hochgewaltigen Liedes der Nibelungen ausgelegt. Niemals hat ein großer Dichter den andern schöner und edler erfaßt als Uhland den besten und am freiesten gesinnten der deutschen Minnesänger, Walther von der Vogelweide. Und Deutschland viele Jahre lang in allen seinen Theilen durchforschend, hat er mit Riesenfleiß und dem feinsten Verständnisse die alten Schätze des deutschen Volksliedes, des niederdeutschen wie des hochdeutschen, zusammengetragen. Sie waren ihm „Brunnen aus der Tiefe des deutschen Wesens," aus denen er noch als Greis Trost inmitten der damaligen deutschen Zerrüttung, und Labsal und Erfrischung für sich und sein Volk schöpfte.

Uhland der Dichter beruht ganz auf Uhland dem Forscher. Er zaubert uns die große deutsche Vorzeit in markigen Gestalten vor, und er selbst singt die lieblichsten Volkslieder, doch ist er ebenso vollendet als ungekünstelter Kunstdichter wie als reiner Volksdichter.

In seinen Liedern welche Innigkeit des deutschen Gemüths, welch' klares Empfinden in anmuthig knapper Form, was für ein vielsagender Ernst und Scherz, welch' zartes Naturgefühl, welch' reine und süße Liebe! Und zugleich was für eine kerngesunde männliche Kraft! Trauer und Freude sind in diesen Liedern verklärt. Und nicht nur den edlen Wein, nicht nur den zarten Thee, nicht nur den frischen Schaum vom goldenen Apfel, selbst die schwäbische Metzelsuppe nebst dem edlen Sauerkraut versteht er mit unnachahmlichem Reize und köstlicher Munterkeit zu feiern. Unübertrefflich und wohl unerreicht ist er als Balladen- und Romanzen-Dichter. Welche Meisterschaft der Heldendichtung in gedrungenen und doch so krystallklaren, oft mächtig ergreifenden, dann wieder schalkhaft erheiternden Zügen! Weniger gefeiert sind seine dramatischen Schöpfungen „Ernst, Herzog von

Schwaben" und „Ludwig der Baier"; sie besitzen nicht ganz die dramatische Gewalt Schiller's; aber durch herrliche Sprache und tiefen vaterländischen Gehalt gehören auch sie zu den Perlen deutscher Dichtung.

Die einst von Heinrich Heine aufgestellte neidische Behauptung, daß Uhland durch diejenigen seiner Balladen und Romanzen, deren Stoffe dem Mittelalter entnommen sind, sich in einen schneidenden Widerspruch mit seinen freisinnigen politischen Bestrebungen gesetzt habe, ist im Laufe der Jahre verstummt. Gerade aus der von ihm verherrlichten mittelalterlichen deutschen Heldenkraft leitet er die Kraft der Deutschen zur neuzeitlichen Verjüngung und Neugestaltung des Vaterlandes her. Die wuchtigen Schwabenstreiche aus der Ruhmeszeit der Hohenstaufen, das rüstige Heldenleben des alten Rauschebart, das Bad der tapferen Reutlinger Gerber und Färber im heißen Ritterblut — er hat sie nicht besungen, um das Mittelalter wieder heraufzubeschwören, sondern aus Freude an deutscher Manneskraft und Kampf- und Thatenlust. Keiner hat lieblicher und wohllautender die Schönheit des katholischen Mariendienstes besungen, als Uhland in seinem wundervollen Gedichte „Der Waller." Aber kein anderer Dichter hat auch so schön und sinnig das Wachsthum des Neuen aus dem Alten und den Kern der deutschen Reformation und ihres Luther geschildert, wie Uhland in seiner „Ulme zu Hirsau" im Schwarzwald-Thale der Nagold, — jener hehren Ulme, die in dem Getrümmer des alten Klosterbau's aus tiefem Grunde hoch und höher über des Gemäuers Enge hinaus wächst in's Himmelsblau. Und —

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

Nach der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche war Uhland einer der Ersten, welche von den deutschen Fürsten verlangten, „zu leisten jetzt, was sie gelobt." Den Uebergang zu diesem seinem politischen Wirken bilden seine herzwarmen Gedichte zum württembergischen Verfassungskampfe, seine kernhaften Lieder vom alten guten Recht der Schwaben.

Vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1838 ist dann Uhland in der württembergischen Kammer der Abgeordneten, in welche ihn bald Tübingen bald Stuttgart wählt, der bedeutendste, der berühmteste, der beharrlichste und muthigste Vorkämpfer nicht nur der Rechte der Württemberger, sondern des durch schmachvollen Fürsten-Treubruch verkümmerten und unterdrückten Rechtes der Deutschen auf eine einheitliche und freiheitliche Gestaltung ihres Gesammtvaterlandes. Damals gab es keine deutsche und auch keine preußische Volksvertretung, und die Landtage der Mittelstaaten hatten daher eine nationale Bedeutung. Keiner hat in ihnen mit mehr Sach- und Fachkenntniß für die Verbesserung der bürgerlichen, der bäuerlichen und Arbeiter-Verhältnisse und der Volksbildung der engeren Heimath gewirkt als Uhland. Von ihm kamen aber auch die kühnsten und einschneidendsten Verwahrungen gegen das niederträchtige, tyrannische, undeutsche Gebahren des deutschen Bundestages und der deutschen Großmächte, und die klarsten und gediegensten Anträge auf eine bessere Gestaltung der deutschen Dinge. Dabei zeigte Uhland neben der schneidigsten Entschiedenheit stets kaltblütige Ruhe und nüchterne Besonnenheit.

Als die französische Julirevolution von 1830 auch in Deutschland neues Leben weckte, steigerte sich noch der edle Eifer Uhland's. Doch in demselben Maße nahm der Haß der Mächtigen gegen ihn zu, selbst des tüchtigen und tapfern Schwabenkönigs Wilhelm, der sich nun auch immer mehr einer rückschrittlich bureaukratischen Richtung hingab. Seit dem Jahre 1830 bekleidete Uhland neben seinem Beruf als württembergischer Volksvertreter das Amt eines Professors der deutschen Literatur an der Universität Tübingen, eine Stelle, für welche er durch seine Forschungen wie geschaffen war. Die Geschichtschreiber der Universität Tübingen stimmen darin überein, daß es dort nie einen anregenderen und trefflicheren Professor gab als Uhland. Und wie glücklich fühlte er sich in dieser Stellung! Aber nur drei Jahre sollte er sie behalten. Als er im Jahre 1833 wieder in die württembergische Kammer der Abgeordneten gewählt wurde, verweigerte ihm die Regierung die behufs seines Eintrittes in den Landtag erforderliche Beurlaubung aus seiner Professur. Uhland aber, der treue Mann des Volkes, opferte den ihm so unendlich lieben Lehrberuf seiner Pflicht als Volksvertreter; er verlangte seinen Abschied von der Professur, welcher ihm von der königlichen Regierung

mit einem s i e entehrenden „sehr gerne" ertheilt wurde. Noch bis zum Jahre 1838 setzte er dann seinen edlen Kampf in der württembergischen Kammer fort.

Von 1838 bis 1848 widmete sich Uhland als Privatgelehrter ganz seinen Forschungen. Benützen wir diese Zeit der Ruhe zu einer kurzen E i n k e h r im berühmten U h l a n d h a u s e bei der Neckarbrücke in Tübingen.

Auf den ersten Blick hätte Niemand in Uhland den herrlichen Dichter und Menschen vermuthet. Er war mittlerer Größe und sah etwa wie ein trotziger Schlossermeister von der alten reichsstädtischen Schule aus; nur der Aufschlag seines großen geist- und seelenvollen blauen Auges verrieth ihn zuweilen. Meistens verhielt er sich äußerst zurückhaltend, schweigsam, auch schroff, ganz besonders gegenüber zudringlichen Bewunderern. Seinem einfachen und bescheidenen Wesen war nichts so sehr zuwider, wie Lob und geräuschvolle Anerkennung. Einen ihm gespendeten Lorbeerkranz trug er in den tiefen Wald und ließ ihn an einer Eiche zurück. Bekannt ist, wie er später beim Naturforscherfeste gegen ein Hoch auf Uhland protestirte und deshalb von Norddeutschen, die ihn nicht kannten, beinahe hinausgeworfen wurde. Aber innerlich war er eine durchaus freundliche Natur, hülfsbereit und gutherzig, besonders gegen die Jugend sehr wohlwollend, ein neidloser Förderer junger Talente; in kleinerer Gesellschaft, zumal beim Glase guten Weins, sogar heiter, geistreich gesprächig und schalkhaft witzig Seine grundgescheute, dabei praktische und begüterte Frau, Emilie, geborene Vischer aus schwäbisch Calw, schenkte ihm keine Kinder. Da aber der Dichter „Klein Roland's" ein großer Kinderfreund war, so hatte er einen Adoptivsohn, später gar zwei, im Hause, die zu kräftigen Männern von höherer Bildung erzogen wurden.

Von der häuslichen Nachsicht Uhland's nur ein Beispiel. Er und seine Frau waren einmal wieder verreist. Der die Universität besuchende Adoptivsohn hielt in dem kühlen Keller des Uhland'schen Hauses mit mehreren Kameraden ein Gelage, wobei man sich die auserlesenen Uhland'schen Weine trefflich munden ließ. Doch unerwartet bald kehrten Uhlands heim. Das Dienstmädchen in kleidsamer Steinlacher Tracht hatte eben noch Zeit, den zechenden und singenden Studenten in den Keller hinabzurufen, daß die Herrschaft vor dem Hause sei. Zur Flucht aus dem Keller war es zu spät. Und schon ertönte von der Kellerthür

oben die Stimme der thatkräftigen Hausfrau: „Kommet nur herauf, wir wissen Alles!“ Wie Uhland's Schlegelkönige zu Heimsen, „demüthiglich, die Augen unter sich“ schritten die Missethäter heraus, und an der über den schnöden Hausfriedensbruch zürnenden Frau Uhland vorbei. Doch neben ihr stand mit ungewöhnlich freundlichem Lächeln ihr Mann und rief den der Hausthüre zueilenden Musensöhnen nach: „Kommen Sie recht bald wieder zu uns, — aber hinauf in's Wohnzimmer!“

Der Pariser Februarsturm vom großen Jahre 1848 machte diesem zurückgezogenen Leben ein Ende. Am zweiten März jenes Jahres versammelte sich die Bürgerschaft und die Studentenschaft Tübingens im Universitäts-Reithause. Alle riefen: „Uhland! Uhland!“ Da stand er, der größte und beste Mann des damaligen Schwabenlandes, einundsechzigjährig, mit grauem und bereits gelichtetem Haar, aber in ungebrochener Körper- und Geistes-Kraft. Er sprach vom Sturm, der in die Zeit gefahren, von der Sonne, die im Westen aufgegangen. Das in der Regel beinahe granitene Gesicht dieses in jener erhebenden Stunde — einer der schönsten, die Ihr Festredner erlebt hat! — wirklich schönen Charakterkopfes gewann Leben und Glanz; zornig sprach er von der bisherigen Unterdrückung Deutschlands, und mit steigender Beredtsamkeit verlangte er ein großes, einiges und freies deutsches Vaterland, einen deutschen Bundesstaat mit deutschem Parlament, und auch die Umgestaltung des württembergischen Staatswesens zu einem wahrhaft freiheitlichen; er begründete jede seiner Forderungen mit schlagenden Verstandesgründen, und doch loderte in seinen Worten zugleich die Gluth eines großen Dichterherzens. Am Schlusse seiner Rede entblößten sich alle Häupter, und die ganze Versammlung sang Uhland's wunderbar gewaltiges Straf- und Mahnlied an Deutschlands wortbrüchige Machthaber: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held.“

Einige Tage darauf stand Uhland frostig und wortkarg vor dem Schwabenkönig Wilhelm, der ihn in der damaligen Bedrängniß zu sich gebeten hatte, um ihm die Stelle eines württembergischen Vertrauensmannes beim deutschen Bundestage zu übertragen. Uhland nahm sie an unter der Bedingung, daß ihm keine königlichen Instruktionen ertheilt würden und wirkte nun im Bundestag an der Seite der sechszehn anderen von den deutschen Regierungen entsandten Vertrauensmänner, als einer

der entschiedensten, für schleunige Aufhebung der elenden bisherigen Bundeszustände und für Anbahnung möglichst demokratischer Einrichtungen. Dann trat er, beinahe einstimmig vom Bezirke Tübingen-Rottenburg gewählt, in die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung in Frankfurt ein. Er war keiner jener eitlen parlamentarischen Vielschwätzer, welche die kostbare Zeit des ersten deutschen Volksparlaments vergeudeten und so der Fürstenmacht Zeit ließen, sich von ihrer Angst und Ohnmacht zu erholen. Fleißig arbeitete er in Commissionen. Aber nur sechsmal griff er in die endlosen Wortkämpfe ein als gänzlich unabhängiger Mann und mit bewunderungswürdiger Kraft des Geistes und des Wortes. Am demokratischen Standpunkte des großen Revolutionsjahres hielt er unerschütterlich fest. Von diesem Standpunkte aus sagte er bei den Berathungen über die Reichsverfassung ebenso folgerichtig wie prachtvoll:

„Die Wurzel der politischen Neugestaltung Deutschlands ist eine demokratische; von der Wurzel aber, nicht von den Zweigen schießt auch der Gipfel auf. So kann es dem natürlichen Wuchse der neuerstandenen deutschen Eiche nicht gemäß sein, daß ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufgepflanzt werde.“

Doch als am 11. April 1849 gegen seine Stimme die Reichsverfassung mit der Hohenzollern-Kaiserkrone angenommen wurde, fügte er sich als guter Patriot der Mehrheit. Als aber nach der schmählichen Weigerung Friedrich Wilhelm des Vierten die Nationalversammlung zusammenzuschmelzen begann, war es Uhland, der in ihrem Auftrage jene Ansprache an das deutsche Volk richtete, worin dieses so warm und beredt zum Ausharren bei der Reichsverfassung und ihren Grundrechten aufgefordert wurde.

Widerwillig folgte er dem sogenannten Rumpfparlament nach Stuttgart. Als er aber dort vernahm, daß die württembergische Regierung diesen Rest der deutschen Nationalversammlung gewaltsam sprengen werde, da nahmen er und sein edler alter schwäbischer Kampfgenosse Albert Schott den Präsidenten Löwe von Calbe in ihre Mitte, und so schritt am 18. Juni 1849 Ludwig Uhland an der Spitze der treu gebliebenen Vertreter der deutschen Nation festen Trittes den Gewehren des die Straßen Stuttgarts sperrenden Fußvolkes und den Lanzen der auf diese Vertreter eindringenden Reiterei entgegen. Ehrenvoll war dieses gewaltsame Ende des damaligen

letzten Restes der Souverainetät des deutschen Volkes; denn vor ihr erhob sich das ehrwürdige Haupt des edelsten Dichters und Freiheitskämpfers der Nation. Aber nicht wahr ist es, daß ein württembergischer Soldat das Haupt des Sängers des Liedes vom guten Kameraden verletzt habe. Nur sein Herz wurde verwundet.

Drei furchtbar herbe und schmerzliche Enttäuschungen hatte jetzt der beste Kämpe des deutschen Vaterlandes erlitten: den erfolgreichen Treubruch der deutschen Gewalthaber nach dem Sturze Napoleon's; das Mißlingen der Freiheitsregungen der dreißiger Jahre; das Scheitern der anfänglich so großartigen Volkserhebung von 1848. Doch er verlor den Glauben an sein Volk nicht. Mit nur um so größerer Liebe kehrte er zu seinen Forschungen über das frühere Geistes- und Gemüths-Leben der Deutschen zurück.

Mit dem alten Muthe stand er aber auch nach wie vor und selbst in der Zeit der scheußlichsten Verfolgungen öffentlich ein für seine politischen Grundsätze und für Recht und Menschlichkeit.

Als im Spätsommer des Jahres 1849 in Baden die preußischen Standrechtskugeln zu Rastatt, Freiburg und Mannheim zu schwirren begannen, da richtete Uhland an die rechtswissenschaftliche Abtheilung der Universität Heidelberg eine meisterhafte juristische Aufforderung, diesem fürchterlichen Unrechte mit der ganzen Kraft rechtlicher Ueberzeugung entgegenzutreten. Seine Mahnung gipfelt in den Worten:

„Umsonst versuchte man es, für diese Gerichtsbarkeit überhaupt einen rechtlichen Standpunkt zu ergründen. Es ist auch meines Wissens von der badischen Regierung nirgends ein solcher angegeben worden. Ist es denn auch jemals erhört worden, daß eine Regierung den Stab der Blutgerichte über ihre eigenen Angehörigen freiwillig in die Hände einer fremden Militärgewalt übergeben hat?“

Ebenso nachdrücklich bekämpfte er diese Blutgerichte über seiner Namensunterschrift in der Presse.

Als Mitglied des württembergischen Staatsgerichtshofes, in welchen er von der dortigen Kammer während der Revolutionszeit gewählt worden war, beantragte Uhland im Laufe des Jahres 1850 mit alter Schneidigkeit und Gründlichkeit die Verurtheilung eines damaligen württembergischen Ministers wegen verfassungswidrigen, von der Volksvertretung nicht genehmigten Beitrittes zu den rückschrittlichen, die Wiederherstellung des alten Bundestages bezweckenden Machen-

schaften Oesterreichs und Preußens. Doch leider blieb er in der Minderheit.

Im Jahre 1853 wählte ihn das Capitel des Ordens pour le Mérite in Berlin mit Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten wegen seiner Verdienste als Dichter und Forscher zum Mitgliede. Aber der bescheidene und doch so stolze Schwabe wies diese wirklich große und von den bedeutendsten Männern Europa's heiß begehrte Ehre zurück in einem an das hochbetagte Ordensglied Alexander von Humboldt gerichteten Briefe, dessen gewaltigste Stelle lautet:

„Mit literarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, würde ich in unlösbaren Widerspruch gerathen, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehren geschmückt zu sein, während Solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammen gegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimath, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurtheil verfallen sind."

Hat es je einen edleren Gesinnungsstolz und eine mannhaftere Rechts- und Menschenliebe gegeben, als diese? Und ebenso lehnte der schwäbische Cato damals den baierischen Orden für Wissenschaft und Kunst ab.

Zum letzten Male ist Uhland öffentlich als Dreiundsiebzigjähriger an Schiller's hundertstem Geburtstag aufgetreten als Festredner in Stuttgart. Voll Liebe und Treue gedachte er in seiner herrlichen Rede an jenem Tage auch seiner in Amerika befindlichen deutschen Mitstreiter. Und wahrlich, er selbst ist in Amerika kein Fremdling. Denn nicht nur ist er ein lieber häuslicher Genius jeder ächt deutschen Familie in diesem Lande, sondern auch sein Einfluß auf die englisch-amerikanische Dichtung ist ein großer und segensreicher, und Englisch-Amerika's bester Balladendichter Longfellow ist sein Schüler.

Der einzige Kummer Uhland's in seinem Greisenalter war der fortgesetzte kranke Zustand seines deutschen Vaterlandes. Er selbst war niemals in seinem Leben krank gewesen, und noch um die Mitte seiner Siebzige ein rüstiger Schriftsteller, Fußgänger und Schwimmer. Da holte er sich am Grabe seines Justinus Kerner in Weinsberg ein Unwohlsein, und einige Monate darauf starb er in seinem Tübinger Heim am 13. November 1862.

Seine brave Frau überlebte ihn lange und schrieb zehn Jahre nach seinem Tode eine werthvolle Beschreibung seines Lebens. Auch im schwäbischen Volksmunde ist sie Eins mit Uhland. Vor mehreren Jahren, noch zu Frau Uhland's Lebzeiten, näherten sich dem schönen Uhlanddenkmale in Tübingen zwei Bäuerlein vom guten alten Schlag mit dem Dreispitz und den „hirschledernen" Hosen aus Rindshaut. Beim Anblick der sinnbildlichen weiblichen Figur am Postament des Standbildes fragte der Jockele: „Aber wer ischt denn des arg sauber Weibsbild do?" Und der Hannes erwiderte: „Du bischt amol a dummer Kerle, wenn Du des net woischt. Die ischt jo dem Uhland sei Frau; wo ear ischt, do ischt sui au."

Uhland hat die großartigen neuen Siege des deutschen Volkes, Deutschlands neue Macht und Größe, die er so kräftig mit angebahnt, nicht erlebt. Er würde sich ihr gegenüber, weil sie theilweise anders gestaltet ist, als er sie sich dachte, nicht kleinlich in den Schmollwinkel gestellt haben. Elsaß und Lothringen, die er einst als Erforscher deutscher Volkslieder als deutsches Gebiet durchwanderte, würde er um jeden Preis im neuen deutschen Reiche festhalten. Aber schmerzlich würde er die deutsch-österreichischen Brüder vermissen, von denen er, der Dichter-Staatsmann, vor mehr als achtunddreißig Jahren der deutschen Nationalversammlung mit prophetischem Geiste gesagt hat:

„Wenn Sie die Deutschen in Oesterreich nur noch durch einen lockeren völkerrechtlichen Faden mit Deutschland verbinden, so wird die deutsche Minderzahl in Oesterreich dem Slaventhum preisgegeben. Deutsch-Oesterreich soll aber eine Pulsader sein im Herzen Deutschlands. Freilich sagen Sie, Oesterreich solle eine Laterne für den Osten werden. Aber wie kann es leuchten, wenn es verdunkelt ist?"

Sehnlich würde Uhland auch einen freiheitlichen Ausbau des neuen deutschen Reiches herbeiwünschen nach seinem herrlichen Ausspruche in der deutschen Nationalversammlung: „Es wird über Deutschland kein Haupt leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist."

Den Führern bei der Wiederaufrichtung Deutschlands würde er seinen Dank so wenig vorenthalten, wie er ihn einst dem Marschall Vorwärts versagt hat. Aber er würde auch nicht zu unwürdiger Abgötterei vor ihnen auf den Knieen liegen. Sein Herz gehörte dem deutschen Volke, dessen Vaterlandsliebe und Einheits- und Freiheits-Drang er so

mächtig gefördert hat, und dessen unvergleichliche Heldenthaten bei der Aufrichtung des neuen Reiches das Größte und Entscheidendste waren. Dunkel liegt die Zukunft des deutschen Volkes vor uns. Aber welche Stürme auch über unser altes Vaterland hereinbrechen mögen — die Harfe Uhland's tönt noch heute, wie im Kampfe gegen den corsischen Feind:

Doch möcht' ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg,
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Bis in den Tod und über den Tod hinaus ist Ludwig Uhland dem Deutschthum treu geblieben, wie er einst gesungen hat:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Auf deutschem Boden im Meere.

Auf dem atlantischen Ozean, Ende März 1889.

Mit einer Schilderung der schon tausendmal beschriebenen Fahrt von Amerika nach Europa will ich den Leser nicht behelligen. Nachfolgende Beobachtungen werden ihm aber vielleicht willkommen sein.

Den amerikanischen Bürger, der sich im „Navigationszimmer" eines europäischen Ozeandampfers aufhält, muß es nach den mancherlei schiefen Urtheilen, welche er da über Amerika zu hören bekommt, mit Stolz erfüllen, daß die Karten und Weisungen des hydrographischen Bureau's des Flotten-Departements zu Washington, zumal die über den nordatlantischen Ozean, noch heute für die seefahrenden Nationen die maßgebendsten sind, und daß die vom deutschen Reich zu Hamburg errichtete Seewarte in ihrer erfreulichen Entwicklung sich wesentlich von den Grundsätzen der amerikanischen Musteranstalt leiten läßt.

Ueber den Jammer der auf stürmischer See mit der Wucht von hundert Katzenjämmern den Reisenden anpackenden Seekrankheit hilft dieses stolze amerikanische Bürgergefühl freilich nicht hinaus, ebenso wenig über das Heimweh und die Langeweile. Um so wohlthuender ist auf hoher See für das Gemüth die An-

wesenheit liebenswürdiger Kinder. Das hat auch der edle Dichter Lenau auf seiner Amerika-Fahrt vor siebenundfünfzig Jahren erkannt. Denn er sang damals in seinem „Seemorgen":

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Doch auch noch ein anderes erhebendes Gefühl begleitete mich auf dieser Meerfahrt. Da der von dem trefflichen Capitän Supmer geführte Dampfer „Neckar", auf dem ich fahre, meist auf der ostasiatischen Linie des Norddeutschen Lloyd verwendet wird, so gewann ich auf ihm einen tieferen Einblick in die großartige Thätigkeit dieser deutschen Schifffahrtsgesellschaft, deren Linien sich in alle fünf Welttheile erstrecken und mit Hülfe der aufgeklärten Handelspolitik der deutschen Reichsregierung dem deutschen Gewerbsfleiß und Handel, wie dem deutschen Postbetriebe, immer größere Gebiete ganz friedlich erobern.

Schon durch einen Blick in den Kleiderschrank des Lloyd-Offiziers erhält man einen Begriff von der die ganze Welt umfassenden Thätigkeit dieser berühmten deutschen Gesellschaft. Denn neben Seemannsanzügen für die gemäßigte Zone sieht man da die leichten weißen seidenen und baumwollenen Anzüge des Orients, sowie schlafrockartige chinesische und japanische Gewänder, und neben der blauen Lloydkappe mit den goldenen Borten die leichtere Türkenmütze.

Die Flotte des Norddeutschen Lloyd von Bremen umfaßt jetzt, mit Einschluß von vier im Bau begriffenen Schiffen, zweiundsiebzig Dampfer und ist die größte einer einzelnen Gesellschaft gehörige Flotte der Welt. Die Pferdekraft ihrer bedeutendsten Fahrzeuge erstreckt sich bis zu neuntausend. Die kleinsten der Schiffe fahren zwischen Bremerhaven und Bremen auf der Weser. Schon größerer Schiffe bedarf die Linie

nach Norderney und Helgoland; noch größerer die Linie nach London und Hull.

Längst bekannt sind die nordatlantischen Linien von Bremen nach New York und Baltimore nebst einer zeitweisen Linie nach Galveston (früher New Orleans), mit ihren prächtigen Dampfern und ihrer gewaltigen Personen- und Waaren-Beförderung.

Von den seit drei Jahren bestehenden neuen, im Einverständnisse mit der Regierung des deutschen Reiches geleiteten und vom deutschen Reichstage mit ungefähr einer Viertel-Million Dollars im Jahre „subventionirten" Post-, Fracht- und Passagier-Linien sei zuerst die zwischen Bremen und Brasilien erwähnt. Sie erstreckt sich über Antwerpen und Lissabon nach Bahia, Rio de Janeiro und Santos.

Die La Plata-Linie geht von Bremen über Antwerpen, Corunna und Vigo nach Montevideo und von da den La Plata-Strom hinauf nach Buenos Aires.

Zu diesen zwei südamerikanischen Linien kommen die australische und die ostasiatische. Beide haben bis nach Colombo auf Ceylon dieselbe Route, nämlich: von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua nach Port Said, dann durch den Suez-Canal und das Rothe Meer nach Aden und Colombo. Von da geht die australische Linie nach Adelaide, Melbourne und Sydney, und von Sydney eine Zweiglinie nach Samoa und den Tonga-Inseln. Die ostasiatische Linie aber erstreckt sich von Colombo nach Singapore, Hongkong und Shanghai mit einer Zweiglinie von Hongkong nach Yokohama. In diesem Zusammenhange ist auch noch einer Zweiglinie zwischen Brindisi und Port Said zu gedenken.

Alle diese Linien tragen mächtig dazu bei, daß Deutschland im Welthandel eine immer wichtigere Stellung gewinnt und die deutsche Industrie immer weitere Absatzgebiete erlangt.

Auf dem „Neckar" lernte ich Schiffsoffiziere kennen, welche beinahe alle großen Linien des norddeutschen Lloyd befuhren. Besonders ansprechend sind die Erfahrungen, welche sie mit ihren verschiedenartigen Passagieren gemacht haben. Sie beförderten auf der asiatischen Linie neben dem deutschen Handelsherrn, dem vornehmen Chinesen und dessen zahlreicher Dienerschaft den auf dem Deck lagernden ernsten Araber, den reinlichen Indier, den auf einer Matte im Deck-Schweinestall seinen Opiumrausch aus-

schlafenden chinesischen Kuli, und so weiter. Die La Plata-Linie befördert unreinliche Italiener, krakehlsüchtige und mehr oder minder sozialistische Belgier französischer Zunge und Andere nach den La Plata-Ländern, namentlich nach Argentinien, ebenso Spanier und Portugiesen, die jedoch in der Mehrzahl der brasilianischen Linie zu Gute kommen, indem sie nach Brasilien auswandern. Auch auf der Rückfahrt nach Europa haben die Dampfer der südamerikanischen Linien viele solcher Passagiere, indem der romanische Auswanderer, sobald er im Auslande etwas, und sei es auch nur wenig, erworben hat, der Sehnsucht nach dem heißgeliebten Vaterlande kaum länger widerstehen kann.

Die australische Linie bringt hauptsächlich Irländer nach Australien, darunter recht ruppige und verkommene. Daß die nordamerikanischen Linien besonders der deutschen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und reisenden Deutsch-Amerikanern dienen, braucht kaum erst bemerkt zu werden.

Alle meine Gewährsmänner auf dem „Neckar" stimmten darin überein, daß von derjenigen Auswanderung, mit der sie zu thun hatten, die deutsche nach den Vereinigten Staaten mit wenigen Ausnahmen die beste ist. Beinahe ebenso hoch stellen sie aber, was Anstand, Reinlichkeit, Ehrlichkeit und Verstand betrifft, die nordspanischen Auswanderer nach Südamerika.

Obige Zeilen schrieb ich auf rauher See unter heftigen mich am Tisch auf und ab zerrenden Schiffsschwankungen. Aber ich fühle mich in dieser schwer von Nebeln und Stürmen gehemmten und oft wild bewegten Arche dennoch behaglich und heimisch; denn sie ist rühmlicher deutscher Boden im Meere.

Deutschlands größter Kriegshafen.

Kiel, im April 1889.

Als ich einst aus Deutschland nach Amerika auswanderte, war soeben die deutsche Kriegsflotte schmachvoller Weise von Hannibal Fischer im Aufstreiche verkauft worden. Doch bei meinem jetzigen Besuche im Vaterlande war es mir vergönnt, einen großen Theil der gewaltigen neuen deutschen Flotte und den herrlichen Hafen, in welchem sich dieser Theil befindet, genau zu besehen.

In Folge des neuen samoanischen Unglücks, bei dem so mancher brave Sohn Schleswig-Holsteins umgekommen ist, herrscht

in Kiel tiefe Trauer. Aber in keiner Weise ist durch das unverschuldete Mißgeschick das Vertrauen in Deutschlands Wehrkraft zur See erschüttert.

Die auf der Westseite einer wunderschönen Bucht der Ostsee gelegene alterthümliche Stadt Kiel wächst jetzt schnell zu einer Großstadt an. Besonders schön ist ihre sich an der von Hügeln und Buchenwaldungen umsäumten Bucht hinziehende Verlängerung Düsternbrook mit hübschen Landhäusern, Hotels, Baumgängen und einer Seebadeanstalt. An ihrem Anfange, der Altstadt zu, liegt das alte Schloß, welches der Prinz Heinrich, der jüngere Bruder des Kaisers und künftige Befehlshaber der deutschen Flotte, vorerst aber nur Corvetten-Capitän, bewohnt. Auch ganz freisinnige Männer in Kiel sprechen von diesem jungen Manne mit wahrer Herzlichkeit. Durch sein bescheidenes, liebenswürdiges Benehmen gegen Hoch und Niedrig und durch sein ernstes seemännisches Streben hat er sich die Zuneigung Aller erworben, obgleich er nichts von der körperlichen Schönheit seines Vaters, des Kaisers Friedrich, besitzt. Ich sah ihn bei einer seiner Ausfahrten in nächster Nähe. Er ist mittlerer Größe, schmächtig und blaß und hat angenehme, aber nicht schöne Gesichtszüge. Auf den Befehl seines edlen Vaters mußte er jeden Kriegsschiffsdienst persönlich erlernen, wurde dabei in keiner Weise geschont, hatte sogar eine Zeit lang als Kohlenschaufler zu arbeiten.

Nicht weit vom Schlosse befindet sich das nicht bedeutende Gebäude der Kieler Universität. Um so glänzender ist der weiter außen in Düsternbrook gelegene Bau der Marine-Akademie oder Flottenschule, in welcher nicht nur Seekadetten geschult, sondern auch Seeoffiziere noch höher ausgebildet werden. In edlem Baustile ist die Anstalt aus orangefarbigen Backsteinen mit Sandsteinverzierungen errichtet, und oben befinden sich passende Figuren.

An der ganzen Bucht oder Bai von Kiel bis hinaus in die Ostsee zieht sich auf beiden Seiten neben blühenden Ortschaften eine Kette der stärksten Küstenforts und Strandbatterien hin. Wenn man auf einem der kleinen flinken Kieler Dampfer die Bucht durchfährt, erblickt man auf beiden Ufern die scharfgeschnittenen Linien von Wällen und Querwällen, und eine Menge riesiger Kanonen sieht über die Feuerlinien heraus.

Auf der Westseite der Bucht, bei der engsten Hafeneinfahrt,

erhebt sich eine förmliche, die Ortschaft Friedrichsort umfassende Festung; noch weiter draußen das Fort Falkenberg. Diese und die anderen vollendeten Befestigungen sind in völliger Kriegsbereitschaft. In der Festung Friedrichsort sah ich die Wallgräben voll tiefen Wassers, während in einigen der Forts trockene Gräben vorgezogen werden. Oberhalb Friedrichsort wird gegenwärtig beim Dorfe Holtenau ein starkes Fort gebaut, dessen Zweck der Schutz des Nord-Ostsee-Kanals ist.

Auch auf der östlichen Seite der Kieler Bucht liegen stattliche Ortschaften, nämlich Gaarden, Ellerbeck, Neumühlen mit den riesigen Gebäuden der baltischen Mühlengesellschaft; ferner Alt-Heikendorf, Möltenort und der an das offene Meer grenzende kleine Seehafen Laböe. Bei diesem befindet sich die Schanze Jägersberg; dem Fort Falkenberg gegenüber das Fort Stosch; der Festung Friedrichsort gegenüber das Fort Körügen; dann weiter hinauf, Kiel zu, die Schanzwerke Heidberg und Möltenort.

Um aber den Kriegshafen, dessen Wassereinfahrt durch obige Befestigungen gedeckt ist, auch gegen Landungen und Gewaltsmärsche feindlicher Truppen zu decken, werden gegenwärtig zwei neue große Forts landeinwärts, zwischen dem Hafen und der See gebaut, das eine westlich von der Bucht, beim Dorfe Pries, das andere östlich beim Dorfe Röbsdorf. Durch besondere Vergünstigung hatte ich Gelegenheit, außer vollendeten Befestigungen auch die Entstehung eines dieser neuesten Forts zu sehen.

Beide werden nach Plänen genialer Ingenieur-Offiziere von der Baugesellschaft Puttkammer und Steinfeld gebaut. Das Central-Bureau steht unter Leitung des Eisenbahn- und Festungs-Baumeisters Franz Emil Puttkammer, welcher seit dreißig Jahren sich bei der Unternehmung von öffentlichen Bauten, besonders Hafen-, Eisenbahn- und Befestigungs-Bauten, rühmlichst hervorgethan und vor der Uebernahme seiner jetzigen Arbeiten einen Theil der neuen Werke der Festung Mainz gebaut hat. Die Befestigungsbehörde des deutschen Reichs ertheilt nämlich derartige Baucontrakte nur an erprobte Sachverständige und Ehrenmänner, welche eine starke Caution in Baar zu stellen haben, und die Bauthätigkeit steht unter der Aufsicht höchst ehrenhafter Genie-Offiziere, so daß Durchsteckerei, Gaunerei und Lüderlichkeit, wie sie bei amerikanischen öffentlichen Bauten vorkommen, beinahe ganz ausgeschlossen sind.

Beim Bau des Forts Röbsdorf allein, welchen außer mir bis jetzt nur ganz wenige Fremde gesehen haben, sind über fünfhundert Arbeiter angestellt, nämlich Handlanger, Maurer u. s. w., und eine Anzahl Techniker und Aufseher. Natürlich kommen dabei auch zahlreiche Pferde und Maschinen zur Verwendung. Zu der Errichtung eines einzelnen Forts dieser Art sind mehr als fünfzehn Millionen der vorzüglichsten Backsteine, sowie Massen von Cement, Granit und Sand, aus welchen drei Stoffen die ungeheuer standhaften Betonblöcke verfertigt werden, ferner hydraulischer Kalk, Basaltlava u. s. w. nöthig.

Diese Baustoffe werden aus Deutschland, zum Theil auch aus Dänemark und Schweden bezogen; und neben der Ehrlichkeit der Bauunternehmer sorgt die untrügliche Sachkenntniß der beaufsichtigenden Genie-Offiziere dafür, daß nur die besten Stoffe benützt werden. Letztere kommen auf Schiffen in die Kieler Bucht, und werden dann auf Schienenwegen in großen von Pferden gezogenen Wägen nach den Bauplätzen gebracht.

Mit Staunen und Grauen blickt der Laie in der Kriegskunst auf die tief in die Erde gesenkten riesigen Kasernen und sonstige unterirdische Unterkunftsräume, auf die mit hoher Erddecke versehenen bombenfesten Bauten, welche selbst das fürchterlichste Geschoß nicht durchschlagen kann, auf die ungeheure Dicke des Gemäuers, in die tief in die Erde sich erstreckenden Gänge des schönsten Mauerwerkes, und auf die ungeheure Ausdehnung der Befestigungen.

Doch auch noch andere Vorrichtungen zum Schutze des Kriegshafens Kiel sind getroffen. Eine Menge von Torpedo-Booten hat die Aufgabe, eine sich nähernde feindliche Flotte schon draußen vor der Bucht anzugreifen. Sollte aber der Feind den eigentlichen Hafeneingang erreichen, so würde ihm dieser durch Minen unter dem Wasser versperrt werden. Diese Minen in der Form großer abgestumpfter Kegel würden sich beinahe in der Höhe des Wassers über die ganze Hafenbreite erstrecken.

Zu einer solchen unterseeischen Sperrung würde im Nothfalle noch eine andere Hafensperre kommen. Man würde nämlich quer über den Hafen schwere hölzerne schwimmende und verankerte Balken ziehen, und auf diesen würden sich eiserne Ständer mit unzerreißlichen Drahtseilen erheben. Alle diese Vertheidigungsmittel sind bereits vorhanden.

Werft, Kriegsschiffe und Kanal bei Kiel.

Berlin, im April 1889.

Die vom deutschen Reiche geschaffene Werft bei Kiel ist in ihrer Art ebenso großartig, wie die beinahe endlose Reihe herrlicher neuer Hafenbauten und Zollspeicher in Hamburg. Ein durch ein Kieler Geschäftshaus vermitteltes Gesuch an die Werftdirektion verschaffte mir die Erlaubniß zum Eintritt in die Kieler Werft, und ein verständiger Werftarbeiter wurde beauftragt, meine Tochter und mich umherzuführen, nachdem uns einer der Kieler Dampfer auf die Ostseite der Bucht hinübergebracht hatte.

Eine förmliche Stadt von großen, aufs Geschmackvollste und Solideste aus gelben Backsteinen aufgeführten Gebäuden breitete sich da vor uns aus. In diesen Bauten, die man jedoch nur von außen besehen darf, ist jedes mit dem Kriegsschiffsbau verbundene Gewerbe vertreten, mit Ausnahme der Kanonenverfertigung, welche durch Krupp in Essen besorgt wird. Auch hat jedes größere Kriegsschiff sein eigenes Gebäude zur Aufbewahrung von Ausrüstungsgegenständen, und jeder Bau dieser Art trägt die Aufschrift: „Kammer des Schiffes ...." Eine große Torpedo-Fabrik befindet sich, fern von der Werft, in der Festung Friedrichsort. Natürlich darf auch sie nicht betreten werden. Doch standen bei unserer Anwesenheit in Friedrichsort ihre Fenster offen und wir sahen allerlei Maschinen, von denen wir nichts verstanden, darin arbeiten.

Zu der kaiserlichen Werft in Kiel kommen zwei andere Reichsanstalten dieser Art, nämlich in Wilhelmshafen und Danzig. Und es giebt in Deutschland jetzt unter vielen kleineren auch mehrere großartige Privatwerften zur Erbauung von Kriegsschiffen und anderen großen Seeschiffen; ja die Privatwerft „Vulcan" in Stettin thut es an Umfang der kaiserlichen Anstalt bei Kiel gleich. Unter den Torpedomachern steht der Privatmann Schichau in Elbing unerreicht da.

Einen beinahe überwältigenden Eindruck machen in der Kieler Werft die riesigen abgrundtiefen Docks und Trockendocks mit ihren gewaltigen Granitblöcken und die aus demselben Stoffe erbauten ungeheuren Kaimauern. Mit welcher Gewissenhaftigkeit bei diesen Bauten verfahren wurde, ersieht man aus einem tragischen Ereignisse. Ihr genialer Leiter, der Baudirektor und Admiralitätsrath König, bemerkte vor einigen Jahren in einer der

neuen Kaimauern einen kleinen Riß. Darob machte er sich die heftigsten Selbstvorwürfe wegen vermeintlichen Mangels an der gehörigen Aufsicht und beging Selbstmord, indem er sich erhängte.

Wir trafen in und bei der Kieler Werft über zwanzig größere deutsche Kriegsschiffe, darunter einige der allergrößten. Viele von ihnen haben einen furchtbaren mehr oder minder langen Sporn aus Stahl unter Wasser zum An- und Ein-Rennen feindlicher Schiffe, und beinahe an allen sind jetzt auch Torpedoschießeinrichtungen angebracht. Wir erhielten Zutritt auf einem der riesigsten Panzerschiffe der deutschen Flotte, dem „Kaiser"; ein aufs Beste unterrichteter Matrose wurde uns als Führer beigegeben. Unser Umhergehen und Umherklettern auf dem „Kaiser" war doppelt lohnend, weil er gegenwärtig als Wachtschiff der Kieler Werft dient und sich daher in vollständiger Kriegsbereitschaft befindet.

Auf dem spiegelblanken Deck des „Kaiser" fallen zwei große Kommandobrücken, ein Panzerthurm zum Schutze der Offiziere und eine Anzahl Landungsgeschütze auf. Vom Deck hinab gelangt man zunächst in die Batterie, einen ungeheuren saalhohen Raum. Darin sind die Riesengeschütze des Schiffes mit den zur Richtung dienenden Zahnradschienen angebracht und dicht dabei ihre furchtbaren Granaten; ebenso eine Anzahl Revolvergeschütze, welche zur Bekämpfung von Torpedos dienen. Vorne bei der Batterie betraten wir einen freundlichen Speiseraum und das auf's Beste eingerichtete Schiffslazareth, welches während des Gefechts die Verwundeten aufnimmt und in welchem gerade mehrere leicht Erkrankte in guten Betten lagen. Auch in diesen Räumen herrscht peinlichste Reinlichkeit. In demselben Theile des Schiffes sind die eleganten Wohnungen und Speisezimmer der Offiziere und einiger Kadetten. Da die Batterie der Lieblingsaufenthalt der Schiffsmannschaft ist, so bot sich hier ein belebtes Bild. Einzelne Matrosen spielten Karten, andere tranken Bier, das sie sich aus der weiter unten angebrachten Kantine geholt hatten; zwei klopften einander gegenseitig unter allerlei Späßen die Hosen auf dem Leibe aus; mehrere saßen lesend auf Geschützen; einer flickte sich, auf einer Riesenkanone kauernd, die Hosen; andere standen oder lagen, fröhlich singend, umher. Aecht kriegerisch wurde dieses ganze Bild durch einen Kranz von Gewehren, der sich an der Wand der Batterie hinzieht und von denen jedes die Nummer seines Mannes trägt.

Von der Batterie stiegen wir noch tiefer hinab in das ebenfalls äußerst geräumige Zwischendeck. Hier befinden sich die Kojen für die Mannschaft, für die Unteroffiziere und für die Deckoffiziere, diese Mittelstufe zwischen Offizieren und Unteroffizieren; ferner Küchen, sowie eine Schneider- und Schuster-Werkstätte, und Vorräthe von Gewehren und Revolvern. Das allerunterste Stockwerk enthält die riesigen Dampfmaschinen, welche die Schiffsschraube in Bewegung setzen. Auch ist eine Maschine zur Bereitung des elektrischen Lichtes für die Schiffsbeleuchtung angebracht, und dieselbe Maschine lichtet den Anker und setzt die Feuerspritzen in Bewegung.

In ein undurchdringliches Geheimniß ist für den Besucher die Pulverkammer gehüllt. Wohl aber erfährt er, daß sich vorn im Zwischendecke am Bug die Torpedokammer befindet; und auch von den Proviant- und Kohlenräumen erhält er Kunde.

Als wir aus den Tiefen des „Kaiser" auf das Deck zurückkehrten, mußte auf diesem gerade eine Anzahl Matrosen zur Strafe nachexerziren. Das Kommando des Unteroffiziers lautete hochdeutsch. Während nämlich auf den meisten deutschen Handelsschiffen plattdeutsch kommandirt wird, geschieht dies in der deutschen Kriegsflotte, in welcher auch nicht wenige Mittel- und Hoch-Deutsche dienen, auf hochdeutsch. Das Strafexercitium bestand hauptsächlich in der Handhabung des neun Schüsse nacheinander abgebenden Magazingewehres. Der Unteroffizier verfuhr sehr gnädig; nur ein auf dem linken Flügel stehendes Schneiderlein, das nicht mit der Ladung schnell genug zurechtkam, wurde von ihm ein wenig angeranzt. Inzwischen hatte sich in der Nähe eine Anzahl anderer Matrosen aufgestellt, um durch allerlei Geberden und durch Gesichterschneiden den armen Schneider noch mehr zu verwirren, bis ein einschreitender Unteroffizier dem Spaß ein jähes Ende machte.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß es auf der deutschen Flotte nicht, wie auf mehreren anderen Kriegsflotten, gesonderte Matrosen und Seesoldaten giebt, sondern daß auf ihr Matrose und Seesoldat eins und dasselbe ist. Ein und derselbe Mann muß beide Arten kriegerischer Thätigkeit gleich gut erlernen. Allerdings hält das deutsche Reich auch zwei Seebataillone, aber sie dienen nicht auf Schiffen, sondern an der Küste zu Lande als Landesvertheidiger, und sind keine Seeleute, sondern Marine Infanterie.

Die Mannschaften der deutschen Kriegsflotte bestehen aus kräftigen und stämmigen Burschen und nehmen sich in ihren einfach geschmackvollen blauen oder weißen Seemannsanzügen gut aus. Schöne Männer von kraftvollem Körperbau sind die meisten der Flottenoffiziere. Seit ich sie gesehen habe, kommen mir viele der Berliner Lieutenants vom Landheere zu schmächtig vor.

Neben den riesigen und kleineren Kriegsdampfern trafen wir in der Kieler Werft als geschichtliche Merkwürdigkeit die außer Dienst gestellte Segelfregatte „Gefion." Mit Verehrung blickte ich auf das abgetakelte graue Schiff; denn ich gedachte des 5. April 1849, an welchem in der nicht weit vom Kieler Hafen entfernten Bucht von Eckernförde zwei schleswig-holsteinische Schanzen mit nur zehn Kanonen, wozu später zwei nassauische Geschütze kamen, unter Leitung der Helden Jungmann und Preußer ein über hundertundachtzig Kanonen verfügendes dänisches Geschwader besiegten und dessen zwei gewaltigste Schiffe, „Christian VIII." und „Gefion", gefangen nahmen, von denen das erstere noch an demselben Tage in die Luft flog.

Zur Vervollständigung meines Bildes vom Kieler Kriegshafen sei noch folgendes mitgetheilt:

Neben friedlichen Passagierdampfern und Fischerkähnen beleben ihn Kriegsfahrzeuge aller Art, besonders blitzschnelle, ein unheimliches Signal-Geheul ausstoßende kleine Torpedodampfer, auf deren beiden Seiten man deutlich je einen Fischtorpedo in Gestalt einer riesigen Cigarre wahrnimmt; ferner das unnahbare Torpedoschulschiff „Blücher"; Kasernenschiffe zur Ergänzung großartiger Landkasernen und Spitäler; Torpedojägerschiffe, welche an Schnelligkeit die Torpedoboote noch übertreffen; Aviso's oder Ordonanzschiffe zur Meldung von Schiff zu Schiff; Kadettenschiffe und auch einzelne Segelschiffe zur Einübung der Mannschaften im Segeln.

In den westlichen Theil des Kieler Hafens mündet der Nord-Ost-See-Kanal. Sein Bau ist jetzt auf zwei Dritteln der ganzen Strecke an große Unternehmer in einzelnen Abtheilungen contraktlich vergeben. Wir besahen uns die großartigen mittelst mächtiger Maschinen erfolgenden Erdausgrabungen bei Kiel, da wo der alte Eiderkanal, welcher für den neuen Kanal benützt wird, in den Kieler Hafen einmündet. Diese Ausgrabungen erfolgen nicht nur, um dem Kanal, der die größten Kriegs- und Handelsschiffe aufnehmen wird, die nöthige Breite

und Tiefe zu geben, sondern sind zugleich die Vorarbeit für die dortige Kanalschleuse. Der Kanal selbst wird in Einem Niveau, also ohne Schleusen, angelegt; aber um ihn vor jedem Wasserstandsunterschiede, welcher durch Ebbe und Fluth, oder durch Stürme und verschiedene Windrichtungen herbeigeführt werden könnte, zu beschützen, wird an seiner Mündung in die Ostsee bei Kiel, wie an seiner Mündung in die Nordsee, oder vielmehr in die der Nordsee zuströmende Elbe, bei Brunsbüttel zwischen Hamburg und Cuxhaven, eine gewaltige Schleuse angebracht. Zum Schutze der Kieler Schleuse wird jetzt mit aller Macht an dem bereits in meinem vorigen Briefe erwähnten Fort Holtenau gebaut.

So Viel über Deutschlands größten Kriegshafen.

An den Särgen der Friedriche.

Berlin, 22. April 1889.

Die Garnisonskirche in Potsdam ist ein gar einfacher Bau; doch einen stolzen Schmuck besitzt sie in den Fahnen, welche einst in den deutschen Befreiungskriegen den Heeren des ersten Napoleon von den Preußen entrissen wurden. Da sieht man die französischen Kaiseradler, welche einst unter dem corsischen Eroberer siegreich die Welt durchzogen hatten, bis deutsche Tapferkeit sie gefangen nahm. Und würdig reihen sich ihnen französische Fahnen an, welche im letzten deutsch-französischen Kriege ebenfalls mit der Hand durch deutsche Tapferkeit erobert wurden. Noch passender wäre es, wenn an den Wänden der Potsdamer Garnisonskirche Fahnen hingen, welche der große Friedrich in seinen wunderbaren Kämpfen mit einer gegen ihn verbündeten Welt erobert hat. Doch sie schmücken die prächtige Ruhmeshalle im Berliner Zeughause, während Friedrich der Große unter dem Altar der schlichten Potsdamer Garnisonskirche in einem unsäglich einfachen Gewölbe oder Gewölbchen ruht. Aber gerade diese Dürftigkeit macht einen überwältigenden Eindruck. Für meine Tochter und mich war es ein unvergeßlicher Anblick, als der Küster einige Kerzen in dem dunkeln engen Raume anzündete und wir nun ganz genau den äußerst einfachen, mit einer hölzernen Hülle umgebenen Sarg aus Zink sahen, welcher die Gebeine

eines der größten Männer der Weltgeschichte birgt. Es giebt nur einen Sarg in der Welt, bei dessen Anblick wir uns noch tiefer ergriffen fühlten, nämlich den Sarg Washington's in Mount Vernon.

Das kleine Grabgewölbe unter der Potsdamer Garnisonskirche enthält außer jenem Zinksarg noch den ebenfalls in Holz gehüllten Marmorsarg Friedrich Wilhelm's des Ersten, des Vaters und Zuchtmeisters des großen Friedrich. Doch immer wieder haftet der Blick des Beschauers an dem Zinksarge, auf welchem noch die Lorbeerkränze liegen, die dort vor drei Jahren an Friedrich's hundertjährigem Todestage von Kaiser Wilhelm dem Ersten und seinem Sohne niedergelegt wurden. Ein eigenthümlicher Schauer ergreift den Besucher, wenn er neben dem Sarge auf der Steinplatte steht, auf welcher in den Tagen der Erniedrigung Deutschlands der große Napoleon als Besieger Preußens stand und die Worte sprach: „Wenn Du lebtest, großer Mann, wäre ich nicht bis hierher gedrungen!"

In derselben Morgenstunde, in welcher wir diesen Sarg besahen, nahm auf dem nahen Exerzierplatze, auf welchem einst der alte Fritz seine Truppen besichtigte, der jetzige Preußenkönig, welcher zugleich deutscher Kaiser ist, zu Fuß eine Besichtigung der prächtigen Potsdamer Regimenter vor. Ein hübscher, und männlicher als auf den Bildern, aussehender Offizierskopf auf einem nicht gar stattlichen Körper, welcher sich in weiten Schritten der Front der Compagnieen entlang bewegte.

Doch uns zog es von der Grabstätte Friedrich's des Großen nach den Plätzen, wo Friedrich der Edle seine letzten Leidenstage verbracht hat und wo er ruht.

In Sanssouci hatten wir die Räume gesehen, in welchen der große Friedrich so lange weilte und in welchen er starb. Sie sind beinahe so einfach wie die des Kaisers Wilhelm des Ersten im nahen Babelsberg. Im Schlosse Friedrichskron, ganz nahe bei Sanssouci, durchwanderten wir außer vielen anderen Räumen den prächtigen Muschelsaal, in welchem sich der edle Kaiser Friedrich noch kurz vor seinem Tode erging. Lärmende Bauleute waren damit beschäftigt, das Schloß in einen Aufenthaltsort für den jetzigen Kaiser zu verwandeln. Das auf der rechten Seite des Schlosses befindliche Zimmer, in welchem Kaiser Friedrich vor zehn Monaten gestorben ist, durften wir im Innern nicht betreten; doch konnten wir von Außen Blicke hin-

einwerfen; es ist ziemlich geräumig, mit hölzernem Fußboden. In einem anderen Theile des Schlosses sahen wir den großen, mit grüner Seide überzogenen Lehnstuhl, in welchem Kaiser Friedrich den größten Theil seiner letzten Tage verbrachte. In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, daß der fadenscheinige Lehnstuhl, in welchem Friedrich der Große in Sanssouci starb, sich nicht mehr dort, sondern im Schlosse Monbijou in Berlin befindet, wo auch unter der umsichtigen Leitung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, das Hohenzollern-Museum eingerichtet wurde. An diesem Lehnstuhle sieht man die verblaßte Spur der Blutstropfen, welche bei einem der damals noch gebräuchlichen Aderlässe dem sterbenden großen König von seinem Leibarzte abgezapft wurden; eine treu seinem abgemagerten Körper nachgebildete, in dem Lehnstuhl sitzende Wachsfigur trägt seine äußerst einfache, beinahe schäbige letzte Uniform nebst den großen Stiefeln.

Nicht weit von Schloß Friedrichskron liegt die Potsdamer Friedenskirche, in welcher Kaiser Friedrich vorerst ruht. Sie ist schöner, als die dortige Garnisonskirche. Vor dem Altar erhebt sich ein Friedensengel und vor letzterem sind zwei Marmorplatten, deren Inschriften besagen, daß hier „Weiland König Friedrich Wilhelm der Vierte und seine Gemahlin Weiland Königin Elisabeth von Preußen in Gott ruhen." Unter diesen Platten sind die Särge des Paares angebracht. Doch nach ihnen zog es uns nicht, wohl aber um so mächtiger nach der Thüre der nahe dem Altare angebrachten kleinen Kapelle. Denn in diesem engen Raume steht der schöne Sarg des Kaisers Friedrich, bedeckt von einer mit bunten Stickereien geschmückten seidenen Decke, und in seiner Nähe sind hunderte von prachtvollen Kränzen, welche zu seinem Leichenbegängnisse aus Nah und Fern eingeschickt wurden. Neben der Friedenskirche wird aber jetzt eine geräumigere Gruft gebaut, welche für immer seinen Sarg aufnehmen soll.

Im Hohenzollern-Museum des Berliner Schlosses Monbijou zeigt man eine kleine Schachtel mit einem häßlichen braunen Klumpen; es ist dies das Gift, welches Friedrich der Große während des siebenjährigen Krieges bei sich trug, mit dem festen Entschlusse, wie Hannibal zu enden, falls er in die Hände seiner Feinde fallen sollte. Und im Garten von Sanssouci erblickt man die elf mit Hundenamen bemeißelten Steinplatten, unter-

welchen seine Windspiele begraben sind. Wäre es nach dem Wunsche des großen Menschenverächters gegangen, so würde er nicht in der Potsdamer Garnisonskirche, sondern bei diesen Hunden beigesetzt sein, von denen er sagte, daß sie besser seien, als die Menschen.

Anders Friedrich der Edle! Ihn wandelte selbst im größten Elend kein Selbstmordgedanke an. Nicht Menschenhaß, sondern Menschenliebe erfüllte bis zum letzten Augenblicke seine Brust und beseelte ihn noch im Sterben mit dem Drange, seinem Volke Gutes zu thun.

Nichts macht in Berlin auf den freiheitsliebenden Besucher einen besseren Eindruck, als die allenthalben zu Tage tretende Verehrung für Kaiser Friedrich. Sie zeigt sich keineswegs nur unter dem ihm zu ganz besonderem Danke verpflichteten Berliner Judenthum, dessen hohe Bildung, wie hier beiläufig bemerkt sei, schon daraus erhellt, daß man in den herrlichen Kunsttempeln und Kunstsammlungen Berlins unter den Besuchern verhältnißmäßig mehr Juden als Nicht-Juden trifft, und daß uneigennütziges jüdisches Capital mehrere der besten neuen Theater und andere Kunststätten geschaffen hat. Auch unter den breiten Volksmassen nimmt man diese Verehrung wahr. Bildnisse und Büsten Friedrich's sind beinahe noch häufiger, als die seines Vaters. In den schönen Räumen des städtischen Rathhauses und in der freisinnigen, zum Theil musterhaften, aber leider von der Staatspolizei eingeschränkten Stadtverwaltung herrscht ein ächt bürgerlicher Geist. Die junkerlichen und stockpreußischen Verunglimpfer Friedrich's des Deutschen sind wenigstens in Berlin sehr in der Minderheit.

Dem stillen und doch mächtigen geistigen Einflusse, welchen er schon als Kronprinz ausübte, ist es zum großen Theil zu verdanken, daß Berlin heute nicht mehr das ausschließliche Gepräge einer großen preußischen Militärstadt, sondern auch das einer humanen deutschen Weltstadt trägt.

Neben Kasernen und Fürstenschlössern wundervolle, für Niedere und Hohe gleich zugängliche Nationalgallerien der Maler- und Bildhauerkunst, der Völkerkunde, der Gewerbe und Kunstgewerbe, des Acker- und Bergbaus. Neben den Standbildern preußischer Fürsten und Kriegshelden die herrlichen Denkmäler deutscher Größen aus dem bürgerlichen Leben, wie Freiherr von Stein, Jahn, Schiller, Chamisso, Gräfe, Wilhelm von Hum-

boldt und Alexander von Humboldt, und das herrlichste von allen, das im Thiergarten, nicht gar weit von dem ebenso schönen Denkmal der Königin Louise, sich erhebende Standbild Goethe's.

Der Geist des edlen Friedrich spricht auch aus dem gewaltigen und ächt künstlerischen Bau, welcher in der Nähe des Brandenburger Thores für den deutschen Reichstag, der vorerst ein so schäbiges Unterkommen hat, aufgeführt wird. Wenn der Geist des Kaisers Friedrich wieder zur Geltung kommt, dann wird dieser Reichstagsbau das Heim einer machtvollen Vertretung des deutschen Volkes werden.

Der Deutsch-Amerikaner in Nord-Deutschland.

Im mittleren Deutschland, 29. April 1889.

Ehe ich die Reise nach dem Süden Deutschlands fortsetze, sei es mir vergönnt, auf die Beobachtungen in Norddeutschland zurückzukommen, wo wir das Volk nicht nur in größeren Städten, sondern auch auf dem platten Lande gesehen haben.

Ein biederes Bauernvolk trafen wir schon auf dem Gebiete Bremens in den hübschen von Linden und Eichen umsäumten Dörfern Oberneuland, Rockwinkel, Engelken, Ellen, Osterholz, Sebaldsbrück. Der die alte Hansestadt an der Weser kennzeichnende Geist der Solidität herrscht auch in ihnen; während die Männer dem Landbau und der Viehzucht obliegen, sind die Frauen und Töchter dem Webeschrein der alten Zeit treu geblieben. Wie staunten wir jedoch über die Fortschritte in den bereits in einem früheren Briefe von mir geschilderten Dörfer bei Kiel. Die dortigen reichen schleswig-holsteinischen Bauern haben in ihren großen, backsteinernen, aber meist mit dem altväterischen Strohdache bedeckten Häusern geschmackvoll eingerichtete „Salons", wohlklingende Claviere, gute Zeitschriften; die jüngeren weiblichen und männlichen Mitglieder dieser Familien besitzen einen hohen Grad von Bildung, ohne deßhalb dem Landleben untreu zu werden. Aber leider bringt es ihre moderne Bildung mit sich, daß sie mehr und mehr ihre zum Theil so schönen Volkstrachten mit den unschönen neumodischen städtischen Anzügen vertauschen.

Ueber Unhöflichkeit hat sich auch in Nord-Deutschlands

Städten gewiß kein Deutsch-Amerikaner zu beklagen. Doch die meisten Leute daselbst sind gegen ihn zugeknöpft bis über's Kinn. Dabei ist die Gleichgültigkeit gegen Amerika und eben deßhalb die Unwissenheit über das große Land noch immer haarsträubend. So trafen wir eine feingebildete, in höheren Töchterschulen erzogene Berliner junge Dame, welche niemals den Namen Abraham Lincoln gehört hatte. Und das ist nur ein Beispiel von Tausenden.

Des Guten zu viel im Entgegenkommen that nur ein Wirth bei Bremen. Der setzte sich in seiner Wirthsstube alsbald zu uns und überschüttete uns mit Fragen und Antworten. Da traten seine Frau und seine handfeste junge Schwägerin auf ihn zu, ergriffen ihn unter den Armen, und mit den Worten: „Kumm mal rut," setzten sie ihn an die Luft. Gegen zudringliche und gar zu redselige Wirthe gar kein so übles Verfahren.

Was das zurückhaltende Wesen des Berliners betrifft, so muß es denn doch in Kurzem einer ächt altbaierischen Gemüthlichkeit Platz machen, wenn das Münchener Bier seinen Siegeslauf daselbst fortsetzt. Schon in Bremerhaven und Bremen, besonders aber in Hamburg, wie später in den Städten des Sachsenlandes, fielen uns die vielen „Baierischen Bierhäuser" auf. In Berlin aber entsteht fast jede Woche ein neuer „Baierischer Bierpalast". Die meisten werden von den großen Bierbrauereien Münchens errichtet oder eingerichtet, welche einander in der kostspieligen Ausstattung ihrer Berliner Zweiganstalten überbieten. Beinahe allenthalben in Berlin, selbst in den schönsten Straßen, ebenso in den Riesengewölben der bewunderungswürdigen Hochbahn oder Stadtbahn, trifft man riesige, mit Speisewirthschaft verknüpfte baierische Bierhallen, und sie sind den ganzen Tag und tief in die Nacht hinein voll von anständigen Gästen männlichen und weiblichen Geschlechts.

Bei der Zurückhaltung der meisten Leute in Norddeutschland geht dem Deutsch-Amerikaner doppelt das Herz auf, wenn er dort Bekannte aus Amerika in ihrer ganzen Herzlichkeit trifft. Wie wohlthuend war uns daher in Berlin der Verkehr mit dem amerikanischen General-Consul Friedrich Raine! Obgleich den Siebzigen nicht mehr fern, ist Herr Raine noch immer voll Thätigkeitstrieb und Lebenslust; seiner musterhaften Verwaltung seines Berliner Amtes mag er es zuzuschreiben haben, daß ihm, dem alten Demokraten, die neue republikanische Regierung in

Washington so lange keinen Nachfolger ernannte, obgleich er schon im Februar sein Entlassungsgesuch einschickte und es seitdem mehrmals wiederholt hat. Ungerecht wäre es, wenn ich in diesem Zusammenhange nicht auch eines zweiten Baltimorers in Berlin, des Herrn von Versen, gedenken würde, welcher als Vize-Generalconsul sich durch Pflichttreue und Gefälligkeit auszeichnet.

Eine wahre Herzensfreude war uns in Berlin auch der Verkehr mit dem jetzt dort wieder ansässigen Chicagoer Freunde Julius Cohen, welcher, bei aller Würdigung der Vorzüge Berlins, der fernen Großstadt am Michigansee und ihrem Deutschthum die innigste Liebe bewahrt und neben der „Vossischen“ die tägliche Illinois Staatszeitung regelmäßig von A bis Z, bis zur kleinsten Geschäftsanzeige, in sein treues Gemüth aufnimmt.

In einer Sitzung des deutschen Reichstages entdeckte ich auf dem Platze des deutschen Bundesrathes einen Mann in Generalsuniform, welcher Amerika gleichfalls ein gutes Andenken bewahrt, nämlich den schwäbischen Grafen Zeppelin, der einst als jugendlicher schwäbischer Generalstabsoffizier sich den amerikanischen Bürgerkrieg besah, damals auch den von ihm aufrichtig verehrten Präsidenten Lincoln persönlich kennen lernte, später im deutsch-französischen Kriege als Held von Niederbronn hohen Ruhm gewann und jetzt General und Vertreter Württembergs beim Bundesrathe des deutschen Reiches ist. Der nun einundfünfzigjährige noch immer schöne Mann besitzt, wie wir uns im näheren Verkehr mit ihm überzeugten, die feinsten aristokratischen Umgangsformen, aber gar nichts von dem den freien Mann in Deutschland so unangenehm berührenden Standeshochmuthe.

Im deutschen Reichstage, der in kurzen, bündigen und durch die Bank äußerst geläufigen Reden über die Altersversorgung der Arbeiter berieth, fiel uns die große Zahl rüstiger und blühender alter Herren auf. Als einer der rührigsten erwies sich der hochbetagte Windthorst, der mehrmals das Wort ergriff. Der körperlich so kleine Mann ist weit kräftiger, als man nach seinen Bildern annimmt; und man braucht durchaus kein Mann des Centrums zu sein, um seine Schlagfertigkeit in der Rede und die Lebhaftigkeit, womit er sich trotz seiner Kurzsichtigkeit im Saale umher bewegt, zu bewundern.

Auch außerhalb des Reichstags wunderten wir uns über das stramme, frische, kräftige Aussehen der älteren wie der jüngeren

Männer in Norddeutschland. Von den abgelebten, gelbgrünen Gesichtern, wie man sie in amerikanischen Städten selbst an noch nicht alten Männern wahrnimmt, keine Spur.

Chicagoer Gefühle stiegen in Berlin auch nach einem langen Marsche in uns auf. Nachdem wir, vom Kreuzberge ausgehend, das Tempelhofer Feld mit seinen exerzirenden Truppen in seiner ganzen Ausdehnung umwandert hatten, schwenkten wir in die Hasenheide ein. Und dort, an der Grenze der Stadt Berlin und des über fünfzigtausend Einwohner zählenden Dorfes Rixdorf, sahen wir das schöne Denkmal des Turnvaters Jahn. Auf einem der geschmackvoll am Denkmale angebrachten Gedenksteine lasen wir die weithin sichtbare Inschrift:

Dem Vater Jahn
Gewidmet von der
Turngemeinde Chicago's
St. Illinois, N. America.
MDCCCLXI.

Wie aus dem Fremdenbuche beim Jahndenkmale hervorgeht, erhält dieses nur wenige Besuche, woran zum Theil seine entfernte Stellung an der Stadtgrenze Schuld sein mag. Anheimelnd war uns folgender Eintrag:

„Emil Wallber, erster Sprecher des Turnbezirks Milwaukee, 18. September 1888. Ein Enkel des Turnvaters Jahn wurde in Milwaukee als Turnlehrer ausgebildet, und unterrichtet jetzt in den öffentlichen Schulen Chicago's."

Ueber Amerika erfährt der Deutsch-Amerikaner aus deutschländischen Zeitungen beinahe gar nichts. Das haben uns deutsch-amerikanische Männer und Frauen, mit denen wir auf dieser Reise zufällig zusammentrafen, mit Grimm geklagt. Wozu sich aber den Aufenthalt im alten Vaterlande durch die Erbitterung über Mißstände vergällen, an denen man doch nichts ändern kann und die ihre Ursache nicht nur in Uebelwollen, sondern auch im Mangel an politischer Freiheit haben?

Trotz aller Mängel bietet Deutschland schon in seinem nördlichen Theile dem Deutsch-Amerikaner des Guten sehr viel — durch sein, wenn auch zurückhaltendes, so doch höchst tüchtiges und ehrliches Kernvolk, seine herrlichen Kunstwerke und Kunstanstalten, seine zwar etwas stiefmütterliche, aber durch die Kultur gehobene Natur, seine musterhafte Rein-

lichkeit und durch so manche andere Vorzüge, unter denen nur ein Heuchler die guten Speisen und die ebenso billigen wie trefflichen Getränke absichtlich mit Stillschweigen übergehen wird.

Bei Luther und beim alten Dessauer.

Nürnberg, 6. Mai 1889.

Eine ebene, aber anmuthige Landschaft umgiebt den stattlichen Elbe-Strom bei Wittenberg. Wir überblickten sie weithin vom hohen Doppelthurm der alten Stadtkirche. Doch als einst Wittenberg die weltgeschichtliche Stätte der Reformation war, muß es durch seine engen Festungswerke ein viel ernsteres Aussehen gehabt haben, als jetzt, wo die ehemaligen Wälle und Gräben in hübsche Anlagen verwandelt sind und freundliche, schattige Baumgänge die Stadt umgeben. Ein seinem früheren Wesen fremdes Gepräge geben Wittenberg auch die dort liegenden, für eine kleine Stadt ungewöhnlich zahlreichen preußischen Truppen. Die militärische Wichtigkeit, welche der Platz trotz der Abschaffung der früheren Festungswerke noch immer besitzt, erhellt auch daraus, daß am jenseitigen Ende der langen Elbebrücke ein starker Brückenkopf angebracht ist.

Schon beim ersten Schritte vom Bahnhofe aus tauchen im Besucher so gewaltige geschichtliche Erinnerungen auf, daß er sich ganz in das alte Wittenberg versetzt glaubt. Eine hübsch mit einem Gitter eingefaßte große Eiche verkündet ihm durch eine Inschrift: „Dr. Martin Luther verbrannte an dieser Stätte am 10. Dezember 1520 die päpstliche Bannbulle."

Bald gelangt man in der alterthümlichen Collegienstraße an einen großen, kurz nach Luther's Zeit entstandenen Bau, das als Predigerseminar dienende Augusteum. Der Hof dieses Gebäudes enthält die merkwürdigste aller Erinnerungen an die Reformationszeit. Denn darin steht unter dem Namen „Lutherhaus" noch der wesentlichste Theil jenes Augustinerklosters, in welchem Luther beinahe achtunddreißig Jahre seines Lebens, erst als Mönch, dann als Familienvater, verbracht hat. Zum Glück ist gerade derjenige Theil des Augustinerklosters, welcher dem Familienvater Luther zur Wohnung diente, vollständig erhalten, und ganz

besonders das eigentliche Wohnzimmer. Wir haben in den letzten Wochen kaiserliche, königliche und sonstige fürstliche Prunkgemächer bis zum Ueberdrusse gesehen, aber keines machte auf uns auch nur entfernt den überwältigenden Eindruck, welchen die einfache Lutherstube auf uns hervorbrachte. Sie ist noch ganz, wie sie zu Luther's Zeiten war. Die Decke und die Wände sind getäfelt, aber gänzlich ohne die Pracht, welche wir seither an den getäfelten Decken und Wänden alter Patrizierhäuser in Nürnberg wahrgenommen haben. In der Mitte der Stube steht der große, ganz einfache Familientisch mit mächtiger Lade, und an einem der aus Butzenscheiben bestehenden Fenster die gleichfalls äußerst schlichte Sitzbank, deren einer Theil dem stattlichen Hausherrn und deren anderer Theil seiner Frau Käthe zum Ruhesitze diente. An den Wänden zieht sich eine Bank hin. In dieser Stube ruhte der gewaltige Mann von seinen stürmischen Kämpfen aus; in ihr gab er dem deutschen Volke im Kreise der Seinigen das Beispiel des schönsten Familienlebens; in ihr sang er mit seinen Kindern; und in ihr war er fröhlich mit seinen Freunden.

Das Lutherhaus enthält noch viele andere Erinnerungen an Luther, besonders auch die Originaldrucke seiner Schriften und Streitbüchlein in äußerst deutlichen und großen Buchstaben, sowie Proben seiner eigenthümlich kräftigen und doch nicht plumpen Handschrift und mehrere der ursprünglichen Bilder, welche Lucas Cranach der Aeltere von Luther, seiner Frau und anderen Gestalten des Reformations-Zeitalters geschaffen hat.

Nun habe ich gewiß alle Achtung vor dem edlen Charakter Cranach's, der seinem unglücklichen Fürsten Johann Friedrich sogar in's Gefängniß folgte, und auch vor seinen redlichen Kunstbestrebungen. Aber seinem Pinsel fehlte es an Feinheit; nicht nur auf seinen Abbildungen bestimmter Personen, sondern auch auf seinen Altarbildern und andern Gemälden, von denen wir in den Gemäldesammlungen in Berlin und Dresden so manche im Original sahen, ist Alles zu plump. Daher kommt es, daß er auch den Gesichtszügen Luther's, welche nach den Schilderungen der Zeitgenossen selbst in seinen älteren Jahren schön und von herrlichen dunkeln Gluthaugen belebt waren, nicht gerecht geworden ist.

Wie Schade, daß der große Albrecht Dürer, der noch die Anfänge der Reformation erlebte und ihren großen Urheber so sehr bewunderte, außer einer kleinen, Luther als Mönch dar-

stellenden Federzeichnung von zweifelhafter Aechtheit, kein Bild von diesem gemacht hat! Wer das wunderbar fein und sprechend in ewig-frischen Farben ausgeführte Dürer'sche Brustbild des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher gesehen hat, welches die größte Zierde des Alten Museums in Berlin bildet und das kürzlich um ungefähr hunderttausend Dollars für diese älteste der drei großen Berliner Gemäldegallerien der noch in Nürnberg vorhandenen Familie Holzschuher abgekauft wurde, der kann ermessen, mit welcher Meisterschaft und Treue Dürer, welcher das Bild zwei Jahre vor seinem Tode malte, die Züge Luther's verewigt haben würde.

Außer der Lutherstube ist von den erhaltenen Theilen des Augustinerklosters am merkwürdigsten die geräumige und schön gebaute Aula, der Hörsaal, in welchem Luther auf einem noch erhaltenen alterthümlichen Katheder seine bahnbrechenden Vorträge als Universitätsprofessor gehalten hat.

Nicht weit vom Lutherhause und in derselben Straße steht das stattliche, einst von Melanchthon bewohnte Haus, worin Lucas Cranach neben seiner Malerei eine Apotheke und einen Buchladen betrieb und das er auch als Bürgermeister von Wittenberg besaß und bewohnte. Auf dem geräumigen Marktplatze betrachteten wir die würdigen Standbilder Luther's und Melanchthon's.

Die kleine, am anderen Ende der Stadt gelegene Schloßkirche, an deren Thüre Luther seine Thesen anschlug und in welcher Erzplatten mit lateinischen Inschriften die niemals zugänglichen Gräber Luther's und Melanchthon's bezeichnen, ist leider schon seit Jahren abgesperrt, indem sie mit großer Langsamkeit, und mit Beibehaltung ihrer bisherigen Gestalt, umgebaut wird.

Einen sonderbaren Eindruck macht das mit der in Bettergerüste gehüllten Schloßkirche verknüpfte alte Kurfürstenschloß, in welchem einst der edle Friedrich der Weise gewohnt hat; aus den Fenstern des ehrwürdigen Baues sahen wir Soldatenhosen und Unterhosen heraushängen. Denn sogar diese Räume werden von Preußen zu Kasernenzwecken benützt.

Das sächsische Königshaus, obgleich katholisch, beweist größere Rücksicht gegen das Reformationszeitalter. Selbst in den königlichen geschichtlichen Sammlungen in Dresden u. s. w. sahen wir Andenken an Luther aufbewahrt, z. B. ein reichgeschmücktes

Schränkchen, welches ihm Friedrich der Weise schenkte, ebenso einen Becher Luther's und das Schwert, das ihm in seinem Hause zu Wittenberg als Hauswaffe diente.

Einen angenehmen Ruhepunkt nach den großen geschichtlichen Erinnerungen in Wittenberg bildet das so lieblich und friedlich an der Mulde in fruchtbarer Ebene gelegene und von herrlichen Bäumen umgebene Dessau. Eine sich gerade dort aufhaltende liebenswürdige frühere Chicagoerin sorgte dafür, daß wir sämmtliche Räume und Schätze des mit großer Pracht ausgestatteten Schlosses des reichen Anhaltischen Herzogshauses und auch sämmtliche Grüfte dieser Familie in der Schloßkirche sehen konnten. Und was für Grüfte! Die eine ist so tief und enge, daß ich im Halbdunkel zwischen einigen ihrer zahlreichen zerfallenden alten Särge stecken blieb. Eine so kalte Moderluft wehte dort, daß mein kaum erst überwundener hartnäckiger Schiffshusten sich in bösartigster Weise erneuerte. Aber es geschah mir recht! Wozu brauchte ich alter Republikaner in den Grüften von Fürsten und Fürstinnen, von denen die meisten unbedeutend waren, umherzuklettern und herumzuschlüpfen?

Doch ich hatte es auf den Sarg abgesehen, in welchem seit beinahe anderthalb Jahrhunderten der alte Dessauer ruht. Dieser Mann aus dem fürstlichen Hause war freilich ein arger und habgieriger Leuteschinder, aber doch ein ganzer Kerl und ein großer Krieger, der Held von Höchstädt, Turin, Susa, Jägerndorf und Kesselsdorf. Soeben hatte ich im Schlosse ein köstliches kleines Standbild gesehen, welches die Offiziere der Truppen von Anhalt-Dessau dem jetzigen Herzog geschenkt haben und das den alten Dessauer darstellt, wie er vor Beginn seiner Siegesschlacht von Kesselsdorf hoch zu Roß sein berühmtes Gebet spricht, worin er unseren Herrgott bat: wenn der ihm nicht helfen wolle, so möge er wenigstens auch dem vermaledeiten Feinde nicht beistehen. In einer tiefen dumpfen Gruft gelangte ich wirklich an den mächtigen eisernen Sarg des alten Schwerenöthers. Im Schimmer der von zwei Küstern getragenen Kerzen sah ich deutlich die zwölf eisernen in den Farben ihrer Uniformen angestrichenen Grenadiere, welche den Sarg zu tragen scheinen, und auf dem Sargdeckel eine eiserne Abbildung des Hutes, der Handschuhe und des preußischen Feldherrnstabes des Mannes, der den preußischen Gleichschritt und den eisernen Ladestock erfunden hat; auch seine ächten Sporen liegen auf dem

Sargdeckel. Neben dem alten Dessauer schläft in einem ebenso stattlichen Sarge seine Anneliese, die er, obgleich sie die Tochter eines Bürgerlichen, des Apothekers Föhse in Dessau, war, zu seiner Gemahlin rechter, nicht linker Hand machte und deren Kindern er die Erbfolge im Reiche Dessau sicherte.

In der Ascanischen Straße zu Dessau verkündet an einem kleinen hübschen Hause eine Tafel, daß hier am 6. September 1729 oder 12. Elul 5489, Moses Mendelssohn geboren sei. Aber nicht in diesem Hause, sondern in einem winzigen, hinten in einem kleinen Hofe stehenden zweistöckigen Häuschen hat der edle jüdische und rein menschliche Weltweise das Licht der Welt erblickt.

Mit Rührung weilte ich in dem im untern Stockwerkchen gelegenen düstern Zimmerchen, in welchem Mendelssohn nicht nur geboren wurde, sondern auch einen beträchtlichen Theil seines Lebens verbrachte. Zwei kleine Fenster erhellen den zerfallenden Raum mit den nassen altersgrau tapezirten Wänden. Aber zwei Bilder Mendelssohn's und seine mit einem Kranze geschmückte Büste beweisen, daß er auch in seiner Geburtsstadt nicht vergessen ist.

Wir fanden in Dessau eine höchst angenehme, dem Fremden freundlich entgegenkommende Bevölkerung. Trotz der sehr ausgesprochenen Anhänglichkeit der guten Leute an ihr kleines Fürstenhaus stehen daselbst die Dessauer Freiheitskämpfer von 1848 und 1849 in gutem Andenken. Besonders gilt dies auch von den Deutsch-Amerikanern Eduard Degener und Hermann Raster, nach denen ich mehrfach, in theilnehmendster Weise, gefragt wurde.

Alte deutsche Städte.

Schwäbisch Gmünd, 13. Mai 1889.

Es wäre lächerlich, wenn ich die bis jetzt von uns besuchten wichtigeren deutschen Städte und ihre Herrlichkeiten ausführlich schildern wollte, denn jedem halbwegs strebsamen Deutsch-Amerikaner sind sie ja durch Beschreibungen und Bilder, wo nicht durch eigene Anschauung, bekannt.

Einen mächtigen Zauber übte auf uns besonders Dresden aus. Dem Kunstfreunde bietet es beinahe so Viel wie Berlin,

und dem Naturfreunde unendlich mehr. Auch sind die guten Sachsen gegen den Fremden zuvorkommender und gemüthlicher, als die Berliner. Diesen Eigenschaften, sowie seinen tüchtigen und billigen Lehr-Anstalten hat es Dresden auch zu danken, daß sich in ihm die zahlreichste aller amerikanischen Colonieen befindet. Sechstausend bis achttausend Amerikaner, meist Englisch-Amerikaner, Männer, Frauen und Kinder, halten sich dort beständig auf. Und auch in den Hotels wimmelt es von amerikanischen Gästen. Im prachtvollen Dresdener neuen Hoftheater trifft man beinahe ebenso viele amerikanische Zuschauer wie deutsche. Dagegen bringt es schon die gewaltige Einwohnerzahl Berlins mit sich, daß die dortige überdies an Zahl schwächere amerikanische Colonie nicht auffällt.

Einen angenehmen Eindruck in sächsischen wie in baierischen und württembergischen großen Städten macht auch das volksthümlichere Auftreten der Offiziere, im Gegensatz zu der aristokratischen Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit der Offiziere in Berlin.

Eine bezaubernde Wirkung übt, namentlich auf englisch-amerikanische Damen, in Dresden das weltberühmte Grüne Gewölbe mit seinen Juwelenschätzen aus. Die Zahl und der Glanz der von August dem Starken als Zier für seine Röcke und Hosen zusammengerafften Diamanten sind allerdings verblüffend. Besagte Damen wissen freilich nichts von der Tyrannei, womit jener prunksüchtige sächsische Kurfürst und Polenkönig dem Sachsenvolke die Mittel zur Befriedigung seiner Prachtliebe abpreßte.

An den Bildern der alten italienischen und deutschen Meister in den Gemälde-Gallerieen zu Dresden wie zu Berlin bewundert man besonders auch die unverwüstliche Pracht der Farben. Sie tritt selbst bei alten Gemälden von geringerem künstlerischen Werthe, z. B. bei denen des Nürnbergers Wohlgemuth, des Lehrmeisters von Albrecht Dürer, zu Tage. Obgleich seine Bilder aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen, sind auch sie noch so farbenreich, als wären sie erst gestern gemalt. Dagegen erhebt sich beim Anblick der trefflichsten Gemälde unserer neuen deutschen Meister, wie man sie besonders in der Nationalgallerie in Berlin findet, stets die bange Frage: Werden auch ihre Farben der Zeit widerstehen? Viele bezweifeln es, und

zwar deshalb, weil die chemische Zusammensetzung der jetzigen Farben eine andere ist, als die der früheren.

Die überlegene Meisterschaft der Alten in den Farben zeigt sich namentlich auch auf Glasgemälden. An den Chorfenstern der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg sahen wir Glasmalereien aus dem fünfzehnten Jahrhundert neben solchen aus der neuesten Zeit. Auch letztere sind von hohem Kunstwerthe. Aber an Farbenpracht und Farbengluth, zumal was die Purpurfarbe betrifft, können sie sich nicht entfernt mit den alten messen.

Selbst viele kleinere Städte in Deutschland haben den gefallenen Helden von 1870 und 1871 Denkmäler errichtet. Beinahe unzählig sind daher die Germania-Gestalten aus Erz oder Marmor. Nicht wenige dieser Denkmäler besitzen einen künstlerischen Werth, wenn sie sich auch nicht mit denen in den größeren Städten messen können.

Unter den bis jetzt von uns gesehenen großstädtischen Siegesdenkmälern macht das in Hamburg den ergreifendsten Eindruck. In den Anlagen, nicht weit vom Alsterbassin, erblickt man einen rothbraunen Marmorsockel mit den Namen der Gefallenen, und auf ihm eine Bronzegruppe von drei tödtlich verwundeten Soldaten, einen Infanteristen, einen mit seinem Pferde hingesunkenen Reitersmann und einen Artilleristen, denen ein über sie hinbeugender Engel die Friedenspalme und den Siegeslorbeer reicht. Die Gestalten der drei Krieger und auch die des Pferdes sind mit größtem künstlerischen Geschmacke ausgeführt. In die schmerzbewegten und doch verklärten Gesichter der drei sterbenden Männer aus dem Volke kann Niemand ohne tiefe Rührung blicken. Ebenso wundervoll ist der tröstende Ausdruck in dem Antlitze der hehren Engelsgestalt.

Weit großartiger, wenn auch nicht so tief auf das Gemüth des Beschauers einwirkend, ist das wohl den meisten Lesern aus illustrirten deutschländischen Zeitschriften bekannte, im vorigen Spätsommer enthüllte herrliche Siegesdenkmal auf dem Marktplatze zu Leipzig mit seiner eigenartigen Germania, seinem als Triumphator dasitzenden Kaiser Wilhelm dem Ersten, seinen zu Rosse sitzenden Feldmarschällen, Moltke, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Kronprinz Albert von Sachsen und der Reitergestalt Bismarck's, und mit seinen Kriegergestalten aus dem Volke. Zu den großen Eigenschaften dieses Leipziger Denkmals gehört auch die Thatsache, daß es nicht, wie

die Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, einseitig die Thaten preußischer Heere verherrlicht, sondern auch auf die Ruhmesthaten anderer deutscher Truppen hinweist. So befindet sich darauf, dicht neben dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, die Gestalt eines württembergischen Soldaten. Gleichfalls erinnert die Gestalt eines baierischen und eines badischen Kriegers daran, daß die Süddeutschen unter Unserem Fritz ebenso ruhmvoll gekämpft haben, wie die Norddeutschen. Der Kriegsruhm der Sachsen ist nicht nur durch die Reitergestalt des jetzigen Sachsenkönigs Albert, sondern auch durch einen sächsischen Soldaten ausgedrückt. Und drei preußischen Soldaten reiht sich ein Braunschweiger an.

Der Leipziger Marktplatz bildet freilich eine düstere Umgebung für dieses Siegesdenkmal, welches außer dem auf dem Niederwald das großartigste Denkmal dieser Art in Deutschland ist. Ueberhaupt sind die alten Stadttheile Leipzigs recht dunkel und enge, so schön sich auch einige neue Stadttheile ausnehmen. Doch selbst für die Altstadt kann man sich begeistern, wenn man sich in dem unteren der zwei Gewölbe des uralten Auerbachschen Kellers die nöthige Stimmung verschafft. Diese zwei Weinstuben mit ihren Erinnerungen an die alte deutsche Volkssage und an Goethe's „Faust" sind doch noch etwas Anderes, als die noch viel kleinere alterthümliche Kneipe „Bratwurstglöcklein" in Nürnberg, welche übrigens von Fremden und Einheimischen dermaßen besucht wird, daß sie trotz ihres Taschenformats kürzlich um ungefähr zwanzigtausend Dollars an einen neuen Unternehmer verkauft worden sein soll.

Im Uebrigen stehen die alten Stadttheile Nürnbergs an Schönheit klafterhoch nicht nur über denen Leipzigs, sondern auch über den düsteren alten Häusern Hamburgs und über den behaglichen alten Stadtvierteln Bremens. Ja, geradezu prächtig sind die alten Nürnberger Patrizierhäuser mit ihren geräumigen inneren Höfen, ihren malerischen Erkern und ihrem kunstvollen Getäfel an Decken und Wänden. Die Nürnberger Bauordnung ist weislich darauf bedacht, daß der durch die wohlerhaltenen alten Festungswerke noch gesteigerte Eindruck der mittelalterlichen Altstadt auch durch dortige Neubauten nicht gestört wird; denn diese müssen genau im Style der alterthümlichen Gebäude errichtet werden. Wie herrlich offenbart sich die

alte deutsche Baukunst zugleich in den gothischen Kirchen Nürnbergs, und die alte deutsche Bildhauerkunst in den Steingebilden Adam Krafft's und in den Bronzekunstwerken des großen Peter Vischer! Sie führen dem Beschauer das deutsche Alterthum noch weit klarer und eindringlicher vor Augen, als es durch die Sammlungen deutscher Alterthümer im dortigen Germanischen National-Museum geschieht.

Freilich mahnen die Folter- und Strafwerkzeuge in diesem Museum und noch mehr die Ausstellung solcher Werkzeuge in einem der gewaltigen Thürme der wohlerhaltenen Nürnberger Burg zugleich an die grausigsten Schattenseiten des altdeutschen Lebens, zumal wenn man erfährt, daß eines der Foltergeräthe, die mit gräßlichen spitzigen Nägeln besäete eiserne Wiege, noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gegen ein unschuldiges Ehepaar angewendet wurde und die darin gemarterte Frau ihren Qualen erlag. Grausig ist auch der Anblick der Maschine, in welcher Unschuldige wie Schuldige „gestäupt" wurden, bis sie gestanden, und der Räder, auf welche die zum Tode Verurtheilten geflochten wurden; noch mehr aber die eiserne Jungfrau, ein innen mit gräßlichen Stacheln ausgestatteter Behälter in Frauengestalt, in welchen das Opfer eingezwängt ward, um durchbohrt, zerfleischt und zerrissen zu werden.

Um so wohlthuender ist nach solchen Eindrücken ein Gang durch die ältere Hälfte des Johanniskirchhofes, denn hier befinden sich die würdigen Grabmäler edler Nürnberger Vorkämpfer einer geläuterten und humanen Bildung aus dem sechszehnten Jahrhundert, zumal des Gelehrten Wilibald Pirkheimer und des großen Albrecht Dürer.

Auch das Wohnhaus Dürer's besuchten wir. Während das Haus, in welchem der brave Meistersänger Hans Sachs seine letzte Lebenszeit verbrachte, in einer engen Gasse steht, erhebt sich das Haus, welches Albrecht Dürer bewohnte und besaß, in einer breiten Straße. Aber wie überaus einfach ist auch da die noch wohl erhaltene Einrichtung! Einen ergreifenden Eindruck macht die im unteren Stockwerke befindliche Arbeitsstube des Meisters, in welcher sein vielseitiger Geist und seine kunstfertige Hand nicht nur unsterbliche Kunstwerke schufen, sondern wo er auch seine tiefdurchdachten Bücher über den Bau des menschlichen Körpers und über Festungsbauten schrieb. In der Decke dieses Zimmers gähnt noch das in die darüber gelegene Wohnstube

führende Guckloch, durch welches die schöne Frau Agnes, Dürer's Gattin, hinabspähte, um zu sehen, ob er auch fleißig an der Arbeit sei, und durch das sie dem engelsgeduldigen Manne ihre Strafpredigten hinunterwetterte, wenn er, statt emsig zu malen oder zu zeichnen, ins Nachsinnen versunken war.

Bei Goethe und Schiller in Weimar.

Stuttgart, den 20. Mai 1889.

Als wir vor der Weiterreise nach dem Schwabenlande auf dem Bahnhofe in Weimar Halt machten, war ich anfänglich enttäuscht von der Lage dieser berühmten Stadt. Ich hatte eine romantische Thüringer Gebirgs-Landschaft erwartet, ähnlich der Gegend beim nahen Jena, fand aber ein ziemlich flaches Gelände, mit dem ich mich jedoch schnell versöhnte, als ich an das liebliche Ufer des die Stadt berührenden Ilmflusses gelangte. Wie schön gestaltet sich die Landschaft in dem an beiden Ufern angelegten Schloßpark.

Die Stadt selbst macht, abgesehen von ihrem Straßenpflaster, welches wo möglich noch schlimmer ist, als das der Lutherstadt Wittenberg, schon in ihren älteren Theilen einen säuberlichen und freundlichen Eindruck. Beim Eintritte in die Altstadt ergreifen den Besucher auf's Mächtigste die Erinnerungen an Weimars unvergleichliche klassische Zeit.

Den Schwaben zieht sein Herz in Weimar zuerst in's Schillerhaus. Da steht es vor ihm — nicht so klein und unansehnlich, wie er es sich gedacht hatte, sondern ziemlich geräumig, und wenn man die Dachzimmer mitrechnet, dreistöckig. Es ist für den Beschauer ein wohlthuendes Gefühl, daß der vielgeprüfte Dichter sich, wenn auch erst drei Jahre vor seinem Tode, ein so angenehmes Heim erwerben konnte. Dieser Eindruck steigert sich noch, wenn man die zwar nicht großen, aber freundlichen und bequemen Zimmer des Hauses betritt.

Freilich sind nur wenige derselben so erhalten, wie einst Schiller sie bewohnt hat, während im Goethehaus noch Alles so ist, wie es Goethe bei seinem Tode hinterließ. Dies erklärt sich daraus, daß Goethe's Nachkommen in Weimar blieben, Schiller's Wittwe aber bald von dort wegzog. Doch wie ergreifend wirkt

auf den Beschauer das, was im Schillerhaus noch von der ursprünglichen Einrichtung übrig ist! Erst ein freundliches Empfangszimmer, dann das Rührendste von Allem, Schiller's Arbeitszimmer, das zugleich als sein Schlafzimmer diente und zu seinem Sterbezimmer wurde, und an welches noch ein kleines Zimmer stößt, worin ein Schreiber oder Wärter sich aufhielt. In diese oberen Räume hatte sich Schiller in seiner letzten Lebenszeit zurückgezogen, um, ungestört vom Lärmen seiner kleinen Kinder, trotz seiner schweren Körperleiden zu arbeiten.

Wir hatten in Gohlis bei Leipzig im Schillerhäuschen das noch weniger als ärmliche Zimmerchen gesehen, welches der jugendliche Schiller in seiner Armuth bewohnte, ebenso im Körnerhause in Dresden und im Körner'schen Gartenhause bei Loschwitz die etwas besseren Quartiere, die der damals noch immer heimathlose Dichter der Güte seines Freundes Körner verdankte. Wie sprachen uns daher erst die Räume in Weimar an, die ihm selbst gehört haben und nach seinem eigenen Geschmacke eingerichtet sind! Dort an dem einfachen Schreibpulte seines Studirzimmers dichtete und schrieb er, entweder sitzend oder, nachdem er das Pult emporgeschraubt hatte, stehend. In der Pultschieblade da unten hatte er die Aepfel, deren Duft, wenn sie etwas in Fäulniß übergingen, eine belebende Wirkung auf ihn ausübte. Sein kleines Klavier in dem Zimmer zeugt für seine Liebe zur Musik. Dort, an der Wand, steht mit Kränzen bedeckt, das Bett, in welchem er starb.

Das Goethehaus, in welchem Goethe beinahe ein halbes Jahrhundert verbracht hat, ist etwas größer als das Schillerhaus, wenn auch nicht halb so stattlich, wie die eleganten neuen Häuser, die sich jetzt an dem von Goethe geschaffenen Schloßpark hinziehen. Da in diesem Hause theils durch sorgfältige Aufbewahrung, theils durch treue Wiederherstellung Alles ganz so ist, wie es zu Goethe's Lebzeiten war, so gewinnt der Besucher einen Einblick in das reichhaltige Leben Goethe's. Die Einrichtung ist nach heutigen Begriffen einfach; aber Alles zeugt von dem Geschmacke und den künstlerischen Neigungen des ehemaligen Bewohners: Bilder, größere und kleinere Statuen, Malereien und Zeichnungen von Goethe's eigener Hand, seine während einer langen Lebenszeit vervollständigten Sammlungen von antiken geschnittenen Steinen, von Majoliken, Münzen u. s. w., sowie

verschiedene Geräthe und Behälter für seine naturwissenschaftlichen Versuche.

Alle diese Dinge zusammen, in Gemeinschaft mit den Erinnerungen an sein Wirken als Minister und gar an sein dichterisches Schaffen, erzählen von der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Thuns und Treibens, aber auch von der Zersplitterung seiner Kräfte. Noch ergreifender als der Anblick dieser vielen Sachen war für mich doch die Betrachtung des einfachen Pultes, an welchem der todtkranke Schiller seine gewaltige Kraft für eine einzige Geistesthätigkeit, die des großen dramatischen Dichters, zusammenraffte und zusammenfaßte. Im Goethehaus selbst ist außer dem einfachen Studirzimmer mit dem Tische, an welchem der greise Goethe seinem Eckermann diktirte und dem kleinen Schlafzimmer, in welchem er in seinem Lehnstuhle den unendlich reichen Geist aufgab, nichts so anmuthend, wie das an seinen alterthümlichen Garten stoßende kleine schlichte Zimmer, in welchem Goethe und Schiller ihre vertrautesten Gespräche miteinander führten.

Ein ächter Tempel Goethe's ist auch die von ihm mit so großem Geschmacke eingerichtete großherzogliche Bibliothek mit ihren Bücherschätzen, Bildern und Büsten; unter letzteren die herrliche marmorne Goethebüste von Trippel und die ebenso berühmte Dannecker'sche Originalbüste Schiller's. Aus den hier vorhandenen Abbildungen des Herzogs und späteren Großherzogs Karl August erhält man erst den richtigen Begriff vom Aeußeren dieses vortrefflichen Freundes der zwei großen Dichter. Er sieht keineswegs wie ein ideales Wesen aus, sondern wie ein biederer, einfach verständiger, kurz und gedrungen gewachsener, willenskräftiger Handwerksmann. Ebenso treu giebt ihn im Wesentlichen das ihm vor vierzehn Jahren in Weimar errichtete Reiterstandbild. Doch erinnert dessen Generalsuniform zugleich daran, daß er ein tapferer General für die Sache Deutschlands war; und der das Haupt dieser Bronzestatue schmückende Lorbeerkranz gebührt nicht nur dem Krieger und Dichterfreunde, sondern auch dem edlen Fürsten, welcher, fast der einzige unter seinen deutschen Collegen, auch nach dem Drange der Befreiungskriege, voll und ganz sein dem Volke gegebenes Wort hielt.

Einen eigenthümlichen Eindruck in dieser Bibliothek wie im Goethehause machen die mannichfaltigen Abbildungen des ersten Napoleon. In der Bibliothek sind zwei Büsten von ihm; in Goethe's Wohnhaus sieht man Napoleon's Kopf mit den altrömi-

schen Zügen auf einer kostbaren Dose; und nicht weniger als drei zierliche kleine Napoleon-Statuen befinden sich in der Studirstube. Unter den Orden Goethe's ragt das ihm von Napoleon verliehene Kreuz der Ehrenlegion am meisten hervor. So sehr war Goethe bis an sein Ende vom Bedränger Deutschlands bezaubert. Als wir uns im Körner-Museum in Dresden darüber wunderten, daß unter den Bildern vieler Zeitgenossen Theodor Körner's das Bild Goethe's fehle, wurde uns der Bescheid: „Der paßt nicht hierher; er hat ja in den Befreiungskriegen Deutschlands innerlich zu Napoleon gehalten."

In der Bibliothek in Weimar verwahrt ein Schrank neben dem Ministerfrack Goethe's aus schönem blauem Tuch mit goldenen Knöpfen und außer einem sehr einfachen von Luther getragenen Chorrock, aus welchem räuberische Hände reliquiengieriger Engländer Stücke herausgeschnitten haben, auch merkwürdige Andenken an Gustav Adolf, welche Bernhard von Weimar nach der Schlacht von Lützen nach Weimar geschickt hat. Da erblickt man das stattliche einen halben Finger dicke gelbe Lederkoller, welches der große Schwedenkönig in jener Schlacht trug; und mit Grauen und Wehmuth sieht man darin das Loch, welches von der Kugel gebohrt wurde, die der Heldenlaufbahn Gustav Adolf's ein jähes Ende machte; da sind ferner die gewaltigen Stiefel, welche an seinem Todestage die unteren Theile seiner Heldengestalt bedeckten; und auch die prächtige mit Silber und Gold durchwirkte Schärpe sieht man, welche ein Croat, der später mit seiner Beute in die Hände Bernhard's von Weimar fiel, der Leiche des Königs auf dem Schlachtfelde abgenommen hatte. Neben einem Brustbilde aus dem dreißigjährigen Kriege, welches die Züge des germanisch blauäugigen und blonden Schwedenkönigs wiedergiebt, enthält die Bibliothek ein aus derselben Zeit stammendes ebenso treues Brustbild Bernhard's von Weimar, welcher ebenfalls ausdrucksvolle Züge, jedoch mit dunkeln Augen und umrahmt von dunkeln Haaren, hat. An Gustav Adolf's großen deutschen Mitkämpfer mahnt auch der goldene Löffel, welchen Bernhard von Weimar im Felde bei sich hatte. An diesem Löffel befindet sich ein Edelstein, von welchem Bernhard glaubte, daß er ihn vor Vergiftung schütze, indem ein der Speise beigemischtes Gift den Stein trübe.

Mit Ehrfurcht stiegen wir auf dem Friedhofe in die einfach schöne Fürstengruft hinunter. In ihrem Vordergrunde

sahen wir in hellem Lampenlichte die neben einander in Eichenholz stehenden, mit Lorbeeren bedeckten Särge Schiller's und Goethe's und tiefer in der Gruft den reicher verzierten Sarg Karl August's. Auch andere Mitglieder der fürstlichen Familie ruhen in dieser Gruft, aber keine bedeutenden. Ein daselbst beigesetzter Herzog Bernhard von Weimar ist nicht, wie Viele glauben, der große Held aus dem dreißigjährigen Kriege, sondern der als niederländischer General gestorbene jüngste Sohn Karl August's.

Die nicht mehr zugängliche Gruft des großen Herzogs Bernhard ist in der Stadtkirche unter einer einfachen Steinplatte. In derselben Kirche sahen wir die Steinplatte auf der Gruft Herder's, welcher so lange dort gepredigt hat, und vor der Kirche sein würdiges Standbild. An Wieland mahnt ein gutes Standbild in einem andern Theile der Stadt.

Zum Andenken an eine spätere Berühmtheit Weimars werden die Wohnräume Franz Liszt's so bewahrt, wie sie bei seinem Tode waren; sie sind einfach elegant, und seine alte Haushälterin erzählte uns Viel von seiner Güte und Freundlichkeit.

Im großherzoglichen Schlosse bekamen wir große Achtung vor der Bescheidenheit des jetzigen Großherzogs Karl Alexander. Ganz unähnlich den meisten anderen deutschen Fürsten, verherrlicht er nicht seine Familie und sich selbst, sondern der schönste Theil seines Schlosses dient zur Verherrlichung der großen Bürger Weimars. Er hat nämlich dort ein besonderes Goethezimmer und ein Schillerzimmer eingerichtet, ebenso ein Herderzimmer und ein Wielandzimmer, alle mit herrlichen Wandgemälden, welche Szenen aus den Schriften der Gefeierten darstellen.

Das wundervolle Goethe-Schiller-Denkmal vor Weimars bescheidenem Theater kennt jeder Leser aus Abbildungen. Aber doppelt ergreifend und begeisternd wirkt dieses den unvergleichlichen Seelenbund unserer zwei größten Dichter verherrlichende Doppelstandbild in seiner Ursprünglichkeit. Wie erhaben stehen sie da, gemeinsam den Lorbeerkranz haltend, Goethe so sinnend in die von ihm erfaßte Welt hinausschauend, den Arm auf des Freundes Schulter; und Schiller mit der ganzen Stärke und Hoheit seines Geistes emporschauend in das Reich seiner Ideale. Als wir das Schillerdenkmal in Hamburg und das in

Berlin sahen, riefen wir unwillkürlich: Das Chicagoer Schillerdenkmal ist doch noch schöner. Aber bei der Betrachtung des Denkmals in Weimar dachte ich: Wie prächtig wäre es, wenn im Chicagoer Lincoln-Park, statt der Wiedergabe des Marbacher Denkmals, nach dem guten Rathe A. C. Hesing's, eine Nachbildung des Weimarer Denkmals der Beiden stände!

In deutschländischen Theatern.

Winnenden in Schwaben, 27. Mai 1889.

Enttäuscht wurden wir von der Oper in Deutschland, selbst von der im königlichen Opernhause in Berlin. Sowohl der Gesang als die Ausstattung blieb hinter unseren Erwartungen zurück. Was das Schauspiel betrifft, so sahen wir Vorzügliches und minder Gutes, wobei zu erwähnen ist, daß wir Theaterstädte wie München und Frankfurt erst noch zu besuchen haben.

Gleich in Bremen im Stadttheater wurden wir sehr belustigt durch die gelungene Aufführung eines Schwankes und durch ein munteres Ballet. Wenn der Rock der Ballet-Tänzerin einen Maßstab für die Sittlichkeit bildet, so ist Bremen die sittlichste größere Stadt Deutschlands; denn er reicht dort bis an das Knie. Bedeutend kürzer fand ich ihn in Hamburg und noch kürzer in Berlin.

Das Thalia-Theater in Hamburg bewährte auch uns gegenüber seinen alten Ruhm als unübertroffene Lustspielbühne. Vollendet bis in die kleinste Einzelnheit war die Darstellung der „Wilden Jagd" von Ludwig Fulda. Doch zugleich sahen wir selbst in diesem altberühmten Theater ein haarsträubend blödsinniges Stück aufführen, das den stürmischen Beifall der zahlreichen Zuschauerschaft erntete. Aehnliches erlebten wir in Berlin, jedoch nur in Theatern zweiter Klasse. Ja sogar in dem vornehmen Hamburger Stadttheater wurde bei unserer Anwesenheit recht läppisches Zeug gegeben. Um so mehr erfreute uns in ihm die Aufführung einer der lieblichen kleinen Opern Franz Schubert's, welche in neuester Zeit an's Licht gezogen werden und dem trefflichen Liedercomponisten so lange nach seinem Tode auch den Ruhm eines bedeutenden Opernschöpfers verschaffen.

In Berlin sind es außer dem Königlichen Schauspielhause jetzt hauptsächlich das Lessing-Theater, das Berliner Theater und das Deutsche Theater, welche Bedeutendes leisten. Während unserer Anwesenheit hatte im Königlichen Theater das Wildenbruch'sche neue vaterländische Drama „Die Quitzows" einen ungeheuren Zulauf, weil in ihm der Beginn der Hohenzollern-Herrschaft in der Mark Brandenburg und die Demüthigung des dortigen wilden alten Junkerthums geschildert wird. Das Beste an der Aufführung war die große geschichtliche Treue der Szenerien und Trachten. Gleichzeitig wurden in einem der Berliner Volkstheater die Mord- und Brand-Auftritte des Stückes durch ein grausiges Schauer- und Trauer-Drama mit Gesang, Musik und Tanz, mit Mord und Dolch und Flammentod, verhöhnt. Wahrhaft Vortreffliches sahen wir in den drei anderen obengenannten Berliner Theatern. Es giebt in ihnen junge männliche und weibliche Kräfte, deren herrliches Zusammenspiel hoch über den Einzelleistungen älterer "stars" steht. Den bedeutendsten der letzteren, Friedrich Haase, sahen wir im Berliner Theater in seiner uralten, auch in Chicago einst von ihm gegebenen Rolle des älteren der beiden Klingsberge. Er hat sie mit einer Menge neuer Feinheiten und Mätzchen ausgestattet.

Im prächtigen Neuen Stadttheater in Leipzig überzeugten wir uns zum ersten Male, daß auch das gewöhnlich so kühle deutschländische Theaterpublikum der gewaltigsten und lärmendsten Begeisterung fähig ist, wie man sie in englisch-amerikanischen Theatern findet. Das Grillparzer'sche Trauerspiel „Sappho", welches bei einer nicht ganz vorzüglichen Aufführung schon in Folge des vollständigen Mangels an Abwechselung höchst ermüdend wirken muß, war vortrefflich gegeben worden. Wo möglich noch besser als die Anderen, hatte die Trägerin der Titelrolle, Olga Lewinsky, gespielt. Dafür wurde sie mit den herrlichsten Kränzen, von den Logen und Gallerien aus, überschüttet; wir zählten über 100 solcher Kränze; und am Schlusse wurden die unzähligen Hervorrufe und die orkanartigen Beifallsstürme so übergewaltig, daß das mächtige Haus buchstäblich von ihnen erdröhnte.

In dem Außen und Innen wunderbar schönen königlichen Hoftheater in der Altstadt Dresdens sahen wir, was ich niemals zu sehen erwartete, — eine Aufführung des zweiten Theiles von Goethe's Faust. Trotz ihrer großen Pracht war sie

in meinen Augen eine noch empfindlichere Verhöhnung dieses Dichtwerkes als Faust's dritter Theil aus der satyrischen Feder Schartenmaier-Vischer's. Der oft so dunkle Text verschwand hinter allerlei Ballet und Gruppirung mit Gesang und Musikbegleitung; und der in der Dichtung so erhabene Schluß wirkte im besten Falle wie der Schluß einer Oper. Das Gepränge der Verwandlungen fesselte nur das Auge; und zuweilen glaubte ich mich in die Aufführung eines der Ausstattungsstücke Kiralfy's im Chicago Opera House, z. B. Crystal Slipper, versetzt. Zum Glück war die Darstellung des Faust durch den Schauspieler Porth zuweilen so ergreifend und die des Mephistopheles durch den Schauspieler Jaffé so packend, daß man aus allen Absonderlichkeiten doch wieder den großen Dichtergeist herausfühlte. Im Hoftheater der Neustadt fanden wir in der Hauptrolle eines Lustspieles auch den gefeierten königlich sächsischen Hofschauspieler Emil von der Osten, ehemals Mitglied des Wurster'schen Theaters in Chicago. Er hat sich körperlich und geistig gut entwickelt. Aber Welb in Chicago würde dieselbe Charakter-Rolle ebenso tüchtig, wenn nicht noch besser geben.

Im herzoglichen Hoftheater in Dessau belustigten wir uns mit einem auf's Heiterste angeregten Publikum an einer höchst gelungenen und reichlichst ausgestatteten Possenaufführung.

Das großherzogliche Hoftheater in Weimar ist zwar von Außen unscheinbar. Doch welcher Deutsche könnte ohne tiefe Bewegung sein Inneres betreten? Die geschmackvolle Einrichtung ist im Wesentlichen noch dieselbe, welche dieses Theater zu jener Zeit erhielt, als es unter Goethe's Leitung die deutsche Musterbühne war; und auch Schiller nahm ja an der Leitung Theil. Ein günstiger Zufall fügte es, daß wir dort die Darstellung eines Schiller'schen Stückes, Kabale und Liebe, sehen konnten. Sie war in allen ihren Theilen vollständig der großen Vergangenheit dieses Kunsttempels würdig.

Das Hoftheater in Stuttgart ist augenscheinlich nicht mehr so vorzüglich, wie es unter dem Schwabenkönig Wilhelm war. Der jetzige König Karl und seine Civilliste haben eben für Theaterzwecke nicht viel übrig. Wir sahen dort ein Lustspiel, das zwar nicht übel gegeben wurde, aber ohne Zweifel von der Milwaukee-Chicagoer Theatergesellschaft noch besser aufgeführt worden wäre.

Gute Sitzplätze in den besten Theatern deutscher Großstädte

sind nur um Weniges billiger als in amerikanischen Theatern. In kleineren deutschen Städten bekommt man sie billiger. Und selbst in Stuttgart kostet ein ganz guter Sitz nicht viel mehr als einen halben Dollar; wer aber dort mit einem Platze auf dem obersten Rang, dem „Juchhe", vorlieb nehmen will, braucht nur ungefähr zehn Cents zu bezahlen.

Ein bedeutender Vorzug selbst kleinerer Theater in Deutschland ist die große Zahl ihrer künstlerischen Kräfte. Aber dafür erfreuen sich ja auch so viele Theater in Deutschland der kräftigsten Geldunterstützung von Oben. Große und kleine Fürstenhäuser verwenden einen Theil ihrer Einnahmen zu diesem Zwecke; und außer dem Herzog von Meiningen setzen auch einige andere deutsche kleinere Fürsten eine Ehre darein, ihre Hoftheater auf's reichlichste zu unterstützen, so z. B. der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Herzog von Anhalt.

Auch viele Städte in Deutschland tragen freigebig zum Unterhalt von Theatern bei. Das herrliche neue Stadttheater in Leipzig ist auf städtische Kosten gebaut, wie die Kosten der Erbauung des noch prächtigeren neuen Hoftheaters in der Altstadt Dresdens von der Staatskasse des Königreichs Sachsen getragen wurden. Nun denke man sich dagegen eine Berathung der eirischen Mitglieder des Chicagoer Stadtrathes, oder der Landonkel in der Staatsgesetzgebung zu Springfield, über die Errichtung eines öffentlichen Theaters. Auch reiche Privatpersonen bringen da und dort in Deutschland beträchtliche Geldopfer für Theater. So kann z. B. das vortreffliche Lessing-Theater Oscar Blumenthal's in Berlin nur durch die reichlichen Beiträge dortiger Juden bestehen.

Zu meiner Freude nahm ich wahr, daß doch auch noch klassische Stücke eine große Zugkraft auf deutsche Theaterbesucher ausüben. So fand z. B. die bis in's Einzelnste vortreffliche Aufführung des Demetrius von Schiller und Laube im Berliner Theater vor überfülltem und dankbarem Hause statt, obgleich die Ergänzungen dieses Trauerspiels durch Laube an dramatischer Kraft und dichterischer Schönheit weit hinter denjenigen Theilen zurückstehen, welche Schiller in seinen letzten Lebens- und Leidens-Tagen geschaffen hat.

Ein Vorzug deutscher Theatervorstellungen besteht darin, daß sie meistens schon um sieben Uhr Abends beginnen und um zehn Uhr, oder schon vorher schließen. Auch sind die lästigen

Damenhüte aus sämmtlichen Theatern Deutschlands gänzlich verbannt. Wie die männlichen so geben die weiblichen Theaterbesucher ihre Kopfbedeckung nebst Mantel, Schirm u. s. w. vor Beginn der Vorstellung in der „Garderobe“ vor dem Theatersaale ab.

Bei vielen rein dramatischen Theateraufführungen selbst in den besten Theatern Deutschlands giebt es jetzt gar keine Orchester mehr. Das Zeichen eines neuen Aktes wird durch einfachen Glockenschlag gegeben. Und so groß ist der Ordnungssinn der Zuschauer, daß sie stets rechtzeitig auf ihren Plätzen sind. Wer aber beim Beginn oder nach einer Pause zu spät kommt, der darf sich vor dem Aktschlusse nicht nach seinem Sitze begeben.

Die Einrichtung der Platzzeigers oder „Ushers“ kennt man in deutschländischen Theatern nicht. Der Besucher muß seinen Platz selbst suchen. Bei der genauen und zweckmäßigen Nummerirung der Sitze ist dies jedoch nicht schwer: Und im Nothfall hilft der Billetabnehmer an einem der zahlreichen Eingänge ein wenig mit. Daß der deutschländische Theatergänger bessere Lebensart hat, als der englisch- und deutsch-amerikanische, sieht man auch kurz vor Beendigung der Vorstellungen. Denn die Schlußszene wird Einem hier nicht durch das Geräusch Weggehender oder sich zum Abgange Rüstender verhunzt. Der Theaterzettel wird übrigens in Deutschland nicht unentgeltlich geliefert, sondern man kauft ihn sich für zwei bis drei Cents.

Von Schwaben und seiner Hauptstadt.

Stuttgart, 3. Juni 1889.

Selbst eingefleischte Berliner, welche den umfangreichen Stuttgarter Schloßplatz im Blüthenschmucke seiner herrlichen Bäume und Blumen und im funkelnden Glanze seiner Springbrunnen sehen, geben neidlos zu, daß er der schönste in Deutschland sei. Dazu als Hintergrund das schmucke Königsschloß mit seinen zwei Flügeln und als entfernterer Hintergrund einer von Stuttgarts schönen Bergen. Die seit achtundvierzig Jahren auf diesem Schloßplatze stehende Siegessäule zu Ehren des tapferen und tüchtigen Schwabenkönigs Wilhelm, welche

früher von einer öden Kiesfläche umgeben war, nimmt sich in der jetzigen wundervollen Umgebung noch stattlicher aus. Demnächst wird sich ihr ein Denkmal des Herzog Christoph beigesellen, welches der König Karl auf seine Kosten schaffen ließ. Der jetzige Schwabenkönig verehrt nämlich in Herzog Christoph, diesem edelsten seiner Vorfahren, sein Ideal.

Zwar läßt sich auf den königlichen Nachkommen nicht ganz anwenden, was der schwäbische Dichter Georg Rapp von Herzog Christoph singt:

Er hat seit vielen Jahren
Gesorgt mit treuem Blick,
Um, was er schuf, zu wahren,
Des Landes Recht und Glück.
Die Freude ist gewichen
Aus seinem alten Schloß;
Ihn hat nur Müh' beschlichen,
Die nimmer ihn verdroß.

Immerhin hat aber der jetzige Regent Württembergs mit seinem besten, seit dreihundertundzwanzig Jahren in der Gruft der Tübinger Stadtkirche ruhenden Ahnherrn Herzensgüte und Großmuth gemein. Darum auch die wahrhaft amerikanische württembergische Redefreiheit und Schimpffreiheit. Die unumwundene Derbheit und Grobheit, womit in Stuttgart selbst an den öffentlichsten Plätzen über wirkliche und angebliche Fehler und Gebrechen des Königs, sogar während seiner Anwesenheit in der Residenz, gesprochen wird, hat etwas Verblüffendes für Den, welcher kurz vorher an Ort und Stelle die große Vorsicht beobachtete, die der doch wahrlich nicht auf den Mund gefallene Berliner in seinen öffentlichen Aeußerungen, aus wohlweislicher Rücksicht auf den Staatsanwalt, an den Tag legt.

König Karl sorgt nicht nur dafür, daß Jeder, der über ihn selbst schimpft, ungeschoren bleibt, sondern er beschützt auch Solche, die über Mitglieder seiner Familie schimpfen. Davon ein Beispiel. Seine Gemahlin, Königin Olga, ist eine begeisterte Anhängerin der Homöopathie. Im schweren Aerger darüber that vor nicht langer Zeit ein großer Allopath, der königliche Medizinalrath Landenberger, vor Zeugen die Aeußerung, die Königin Olga sei eine — Gans. Die Staatsanwaltschaft bekam Wind von der Geschichte; eine hochnothpeinliche Untersuchung wegen zuchthauswürdiger Majestätsbeleidigung wurde gegen den Missethäter eingeleitet; doch König Karl sorgte dafür, daß die

Anklage im Keime erstickt ward; das schnöde Maulvergehen gegen die übrigens gar nicht dumme Tochter des Zaren und Selbstherrschers Nikolaus von Rußland blieb gänzlich ungesühnt; ihr Beleidiger ist noch heute in Amt und Würden.

Nach solchen allerhöchsten Vorgängen ist es kein Wunder, daß sich in Württemberg sogar die höchsten Staatsbeamten die derbste Verhöhnung im Publikum und in der Presse gefallen lassen müssen. Der in seiner Art tüchtige württembergische Minister des Innern z. B., Herr Schmid, kann gar nichts dagegen machen, daß ihn noch heute, weil er einst der grimmig schnuppernde Schultheiß jenes Donaustädtchens war, das ganze Ländchen „Die Hyäne von Munderkingen" nennt. Auch kleineren Beamten weiß der schwäbische Volkswitz Ueberhebung und Uebermuth zu vertreiben. Da war ein königlicher Bahnhofinspektor in der berühmten Stadt Waiblingen. Der verordnete im Vollgefühle seiner Amtsgröße, daß jeder seiner Untergebenen sich jeden Morgen bei ihm mit einem: „Wünsch' gehorsamst guten Morgen, Herr Bahnhofinspektor!" melden sollte. Die Unterbeamten mußten eine Zeit lang gehorchen. Bald aber brüllten die zahlreichen Passagiere aller den Waiblinger Bahnhof berührenden Morgenzüge dem auf dem Perron umherstolzirenden großen Manne zu: „Wünsch' gehorsamst guten Morgen, Herr Bahnhofinspektor!" Auf sein inständiges Bitten wurde er bald nach einem anderen Inspektionsposten versetzt, und dort ist er gegen seine Leute die verkörperte Freundlichkeit und Bescheidenheit.

Doch kehren wir noch einen Augenblick nach Stuttgart zurück. Besonders belebt ist der Schloßplatz um die Mittagszeit. Eine halbe Stunde lang spielt dort nämlich jeden Mittag, mit Einschluß des Sonntags, eines der vortrefflichen Militärmusikcorps in einem zu diesem Zwecke errichteten geschmackvollen Kiosk heitere und ernste, klassische und volksthümliche Weisen, und eine große, sich stets nett betragende Zuhörerschaft aus allen Ständen findet sich, zumal am Sonntag, zu diesem Ohrenschmause ein, der übrigens schon aus den Zeiten des Königs Wilhelm herstammt.

Außer Dresden ist Stuttgart in landschaftlicher Beziehung die schönste Residenzstadt in Deutschland. Doch das weiß Jedermann, es ist daher nicht nöthig, daß ich seine Schönheiten näher beschreibe. Immerhin darf hervorgehoben werden, daß sich die

Stadt auch innerlich in letzter Zeit sehr verschönert hat, und in ihrer neuen protestantischen Johanneskirche, wie in ihrer neuen katholischen Marienkirche zwei der herrlichsten Schöpfungen der gothischen Baukunst unserer Zeit besitzt. Wundervoll ist beim Grünen der Weinberge der Anblick Stuttgarts und seiner nächsten Umgebung, namentlich von den Windungen und Wendungen der Zahnradbahn aus, die nach dem hohen Berge von Degerloch hinauf und von da hinab führt, und auf der Panoramabahn des Hasenberges.

Als ich vor zehn Jahren im Spätsommer in Stuttgart war, ärgerte ich mich über die Verwahrlosung der zwischen dort und Cannstadt gelegenen Wilhelma, dieser Schöpfung des Schwabenkönigs Wilhelm, die in Deutschland einzig in ihrer Art ist. Doch diesmal fand ich sie auf's Sorgfältigste gepflegt, — Alles, von den Gartenanlagen und Gebäuden bis hinunter zu den Teppichen und Möbeln im maurischen Stil. Das Ganze macht im Schmuck seiner prächtigen Bäume, besonders im Frühling, wenn die Wege mit herabgefallenen Blüthen übersäet sind, einen zauberischen Eindruck.

Auch die herrlichen Baumgänge in den weiten Anlagen des Schloßgartens sind noch schöner geworden. Seit meinem vorigen Besuche daselbst ist den älteren Kunstwerken die rührende Eberhardgruppe beigefügt. Sie stellt in Marmor den württembergischen Grafen und nachherigen Herzog Eberhart im Bart dar, wie er im Schooße des Hirten ruht, nach den Worten, die ihm das schöne Gedicht von Justinus Kerner, „Der reichste Fürst“, zum Preise Württembergs in den Mund legt:

> Doch ein Kleinod hält's verborgen;
> Daß in Wäldern noch so groß
> Ich mein Haupt kann kühnlich legen
> Jedem Unterthan in Schooß.

Die Krittelei hat an dieser schönen Kolossalgruppe des Bildhauers Paul Müller auszusetzen, daß auf ihr Eberhard's Kopf nicht im eigentlichen Schooße, sondern auf dem Schenkel des Hirten ruhe. Ueberhaupt scheinen manche Schwaben nur allzusehr geneigt, sich die Freude an Kunstwerken durch übertriebene Mäkelei zu verderben. An dem schönen erst kürzlich in der Stuttgarter Königsstraße errichteten Dannecker-Denkmale, auf welchem ein weiblicher Genius in Bronze die marmorne Büste des großen schwäbischen Bildhauers mit dem goldenen Lorbeer

krönt, und ein kleinerer als Knabe dargestellter Genius Blumen nach der Büste hinauf reicht, haben sie auch Allerlei auszusetzen. Im letzten Winter sah man eines Morgens das nackte Bronze-Bein des Knaben mit dickem wollenem Strumpf bekleidet. Mit Genugthuung erzählten mir Stuttgarter Spießbürger von diesem albernen Scherz mit dem „Fiaßle des Dannecker-Biable's". Für nicht-schwäbische Leser sei hierbei erwähnt, daß der Schwabe in der alten Heimath kein Bein, sondern nur einen Fuß oder ein Fiaßle hat. Er nennt Oberschenkel, Unterschenkel und Fuß zusammen nur Fuß; und das Wort Bein gebraucht er nur im Sinne von Knochen. Ebenso hat ja der Urschwabe nur vier Sinne, indem er statt Riechen Schmecken sagt. Ihm riecht die Rose nicht gut oder schön, sondern sie schmeckt oder schmackt arg guat.

Im Stuttgarter Schloßgarten vermißte ich Eines schmerzlich. Mit Entzücken hörte ich dort und in anderen Wäldern dem seit siebenunddreißig Jahren nicht mehr von mir vernommenen Frühlings-Gesange der Amseln, Schwarzköpfe, der Finken u. s. w. zu, wie ich mit Rührung im freien Felde das Lied vieler gen Himmel steigenden Lerchen belauschte. Aber vergeblich forschte ich nach der Nachtigall, die einst in diesen Anlagen so häufig war. Auch in manch anderem Gebüsch und Unterholz suchte ich sie vergeblich. Fritz Reuter hat Unrecht, wenn er in den lieblichen Vogeldichtungen seines Hanne Nüte die Nachtigall zur Demokratin macht. Sie ist eine Aristokratin und zieht sich scheu vor jeder Berührung mit der Allgemeinheit zurück. Die Ausdehnung menschlicher Wohnungen in der Nähe des Stuttgarter Parks hat sie, trotz sorgfältigen Schutzes, auch aus diesem vertrieben, wie sie aus ähnlichen Ursachen von so vielen anderen ihrer früheren Nistplätze in Deutschland verschwunden ist. Bei Cannstadt im gebüschreichen Sulzer-Rain, nicht weit vom Grabe des Sängers Ferdinand Freiligrath, hat jedoch nun eine zuverlässige Frau drei himmlisch singende Nachtigallen entdeckt, und so werde ich die wohl auch noch hören.

Einen noch besseren Eindruck als die großen neuen Kasernen machen in Stuttgart die zahlreichen stattlichen neuen Schulgebäude. Am meisten gefällt mir unter ihnen das neue Polytechnikum in der Nähe des unter dem Namen Stadtgarten bekannten reizenden Vergnügungsgartens. Aber während die anderen Schulhäuser

voll sind, herrscht in dem den Rang einer Universität einnehmenden Polytechnikum ein beinahe ungeheuerlicher Mangel an Schülern. Ingenieure, Architekten u. s. w. giebt es eben gegenwärtig weit mehr als genug in Württemberg; darum halten sich viele junge Leute, welche unter günstigeren Aussichten gerne diese hochgeachtete Anstalt besuchen würden, von ihr ferne. Kennzeichnend für ihre zeitweilige Leere ist folgender Fall, den mir einer ihrer Professoren erzählt hat: Einer ihrer Studenten wurde wegen groben Unfugs zur Ausstoßung verurtheilt; doch in der beweglichsten Weise ward die zuständige Behörde von einem Professor angefleht, das Urtheil in einen scharfen Verweis umzuwandeln, und zwar deshalb, weil der Herr Professor durch die Entfernung dieses Studenten seinen einzigen Schüler und Hörer verlieren würde. Wirklich wurde, auf diesen zwingenden Grund hin, das Urtheil in der erbetenen Weise umgeändert.

Für gewerbliche Ausbildung geschieht, wie hier beiläufig bemerkt sei, auch in kleineren Städten Württembergs viel. So traf ich in der in herrlicher Gegend liegenden ehemaligen Reichsstadt Gmünd neben trefflichen Schulen ein von Stadt und Staat ausgestattetes Gewerbemuseum zur Belehrung für die dortigen Goldschmiede und ähnliche Künstler. Derartigen Einwirkungen hat es Gmünd, dessen Goldwaaren eine Zeit lang weit und breit als gefälscht verschrieen waren, zu verdanken, daß es jetzt wieder ein Bijouterie-Fabrikplatz ersten Ranges ist. Darum trifft man dort auch Geschäftsreisende aus den verschiedensten Ländern und hört strebsame Gmünder Kaufleute und Fabrikanten ebenso geläufig spanisch und italienisch, wie englisch sprechen.

In erfreulicher Weise haben sich in Stuttgart Wohlthätigkeits- und Kranken-Anstalten vermehrt. Unter ihnen nimmt das große Diakonissenhaus mit trefflich geschulten Krankenpflegerinnen einen hohen Rang ein. Jetzt wird eine womöglich noch großartigere katholische Krankenanstalt mit Barmherzigen Schwestern errichtet. Durch einen solchen Wettbewerb zwischen Protestanten und Katholiken kann die Menschlichkeit nur gewinnen. Der Gesundheitszustand der Stadt selber gewinnt sehr dadurch, daß sie endlich tüchtige unterirdische Abzugskanäle besitzt, durch welche der berüchtigte Nesenbach mit seinen Gestänken beseitigt ist.

Im hübschen alten Halbmondsaale des Ständehauses fanden wir den württembergischen Landtag versammelt.

Seine zweite Kammer ist für die Jetztzeit beinahe einzig in ihrer Art, weil sie außer den eigentlichen Volksvertretern noch immer zugleich die Spitzen der protestantischen und katholischen Geistlichkeit, sowie Abgesandte des ritterlichen Adels und noch andere Privilegirte als Mitglieder enthält. Uebrigens sind auch unter denen ganz liebenswürdige und aufgeklärte Leute, so wenig sie in eine Volkskammer gehören. Während einst die geistlichen Landboten den weltlichen an Beredtsamkeit weit überlegen waren, sprechen jetzt Alle gleich geläufig. Auch nehmen sich die Aeußerungen im Druck gut hochdeutsch aus. Die Aussprache dagegen ist schwäbisch im verwegensten Sinne des Wortes, sogar am Ministertische. Eine auf der dichtgefüllten Gallerie neben mir sitzende norddeutsche Frau erröthete tief, als der Herr Minister-Präsident Doktor Freiherr von Mittnacht in einer Verhandlung über die königlich württembergischen Staatseisenbahnen mit freudig feierlicher Betonung von den Iberschiffen der Eisenbahnverwaltung sprach. Die gute Frau wußte eben nicht, daß der Schwabe in seiner Heimath, ohne jemals etwas Schlimmes dabei zu denken, das ü wie i ausspricht. Zum Troste mag es ihr gereichen, daß jener Frevler an ihren Ohren im Volksmunde der Herr von Mitternacht heißt.

Deutscher Sonntag; — Asberg; — Schwäbische Städte; — Dritte Klasse.

Heilbronn, 10. Juni 1889.

Während die politische Freiheit in Deutschland viel geringer ist, als in den Vereinigten Staaten, genießt man in ersterem, zumal am Sonntag, weit mehr persönliche Freiheit, als es in den letzteren, mit Ausnahme von vereinzelten Städten, wie Chicago und Milwaukee, der Fall ist.

Wer in Deutschland ernstlich den Versuch machen wollte, ein Prohibitionsgesetz wie in Jowa, oder ein Sonntagsgesetz wie in Missouri einzuführen, der würde einfach als Tollhäusler betrachtet werden. Wie der Staat, so gönnt auch die Kirche hier dem Volke Erholung und Lebensfreude am Sonntag. Gerade weil die Religion hier nicht zum Werkzeuge einer niederträchtigen und scheinheiligen Tyrannei erniedrigt wird, ist

der kirchliche Sinn in Deutschland, trotz der zersetzenden Einflüsse der Wissenschaft, größer, inniger und ächter als in Amerika. Besonders auf dem Lande und in mittleren und kleineren Städten sind die protestantischen und katholischen Kirchen während des Vormittagsgottesdienstes am Sonntag dicht gefüllt, und es herrscht dabei sichtlich eine nicht erheuchelte, sondern aus den Tiefen des Gemüthes kommende Andacht.

In den Wirthsstuben sind am Sonntag, namentlich hier in Württemberg, während des Vormittagsgottesdienstes die Läden geschlossen. Aber von der Mittagsstunde an sind alle Vergnügungsplätze gänzlich offen. Schon in Baiern, im Fränkischen, trafen wir sehr würdige protestantische und katholische Pfarrherren am Sonntag-Nachmittag unter Mitgliedern ihrer Gemeinde und unter Nicht-Mitgliedern am Biertische im Wirthshause und im Biergarten. In einer der größeren Städte Württembergs trug ein Prälat, also einer der höchsten Würdenträger der protestantischen Kirche, kein Bedenken, mit seiner Familie und uns am Sonntag Nachmittag in einem Biergarten Bier zu trinken.

In der reizenden schwäbischen Landstadt Winnenden wohnten wir an einem der letzten Sonntage der feierlichen Einsetzung des neuen protestantischen Stadtpfarrers in sein Amt bei. In überfüllter Kirche hielt er, nachdem ein tüchtiger Kirchenchor gesungen hatte, eine vortreffliche Antrittspredigt. Dann wurde er vom höchsten Geistlichen des Bezirks, dem Dekan, unter erhebenden Feierlichkeiten eingesegnet. Gleich darauf fand aber, dem neuen Seelsorger zu Ehren, im Gasthofe ein fröhliches Mahl statt, an welchem, außer dem geistlichen Ehrengaste und seiner Familie, der erwähnte Dekan, der Oberamtmann des Bezirks, die städtischen Behörden Winnendens und viele achtbare Männer aus allen Ständen theilnahmen. An Wein fehlte es dabei so wenig, wie an heiteren Trinksprüchen. Als Oheim des biederen städtischen Arztes nahm ich an der Festlichkeit Theil. Ich mußte unter diesen guten, ächt religiösen und auch am Sonntag so lebensfrohen Menschen immer an die abscheulichen amerikanischen Temperenz- und Muckerpfaffen denken: Was würden Die für Fratzen schneiden, wenn die Einsetzung eines der Ihrigen in's Predigtamt am heiligen Sonntag mit einem Mahl beim Becherklang im „Saluhn" schlösse. Und doch wäre keiner dieser geistlichen Quacksalber im Stande, eine so

gediegene Predigt zu halten, wie sie der bescheidenste schwäbische Dorfpfarrer aus dem weiten Aermel seines Predigtrockes schüttelt!

Gerade dieses Winnenden zeichnet sich aber zugleich durch die edelsten Anstalten der Menschenliebe aus. Nicht nur enthält es die weltberühmte Irrenanstalt Winnenthal, deren ganze Einrichtung, seit ich vor fünfundvierzig Jahren in einer ihrer Tobzellen den Dichter Lenau gesehen habe, auf's Bewunderungswürdigste vervollkommnet wurde; sondern durch Privatwohlthätigkeit wird eine wahre Musteranstalt zur Rettung und Erziehung verwahrloster Knaben und Mädchen, eine ebenso treffliche Taubstummenschule und ein freundliches Asyl für ältere Taubstumme beider Geschlechter aufrecht gehalten.

Eine herbe Enttäuschung erwartete mich dagegen auf dem Hohenasberg, auf dem ich vor neunundreißig und achtunddreißig Jahren meine jugendliche Begeisterung für ein einiges und freies Deutschland als Staatsgefangener abbüßen mußte. Früher empfingen die Besucher beim Eintritt in die Thore der alten, so malerisch auf einem abgesonderten Berge gelegenen Festung Maueranschläge mit der Unterschrift: „Das königliche Festungskommando.“ Doch die jetzigen Anschläge tragen die Unterschrift: „Die königliche Zuchthausverwaltung Ludwigsburg.“ Keine Schildwachen stehen mehr am Eingange, kein Soldat ist mehr sichtbar, kein Trommelschlag oder Hornsignal läßt sich vernehmen. Der berühmte „Herrenberg“, welcher einst den Dichter Schubart, den großen Nationalökonomen Friedrich List und so viele andere ehrenhafte Männer als unfreiwillige Bewohner gehabt, ist aus einem politischen Gefängnisse zu einem Nebenzweige des Ludwigsburger Zuchthauses erniedrigt. Ganz besonders sind in diesem Zweigzuchthause ältere gemeine Verbrecher eingesperrt, deren körperliche Gebrechlichkeit jeden ernstlichen Fluchtversuch unmöglich macht, und zu deren Bewachung ein Oberaufseher und einige Wächter hinreichen. Halb grimmig, halb wehmüthig überblickte ich den großen Festungshof, dessen gewaltige alte Linde vom Blitzstrahle, wie im Zorne über die Entwürdigung Hohenasbergs, ihres Wipfels beraubt worden ist. Nur mit Mühe bevölkerte meine Phantasie den alten Bau mit den Gestalten meiner ehemaligen Leidensgefährten, bis ich meinen noch immer einer deutschen Eiche gleichenden

Freund Fritz Hartmann in Chicago und den seither körperlich, aber nicht geistig gealterten Dichter Edmund Märklin in Milwaukee, und so viele Andere, von denen nicht wenige im Grabe ruhen, deutlich zu sehen glaubte. Immerhin ist derjenige Theil der Festungsgebäude, welcher einst die politischen Gefangenen umschloß, noch frei von Zuchthäuslern, und ich traf in ihm nur einen Häftling, einen hochadeligen Studenten, der wegen eines Duells ein Vierteljahr abzusitzen hat.

Für die politischen Gefangenen und für die Soldaten wurde einst das Trink- und Waschwasser in Fässern aus dem nunmehr zur Stadt erhobenen Dorfe Asberg auf die Bergfestung hinaufgebracht. Ihre jetzigen Bewohner haben es besser. Den Herren Zuchthäuslern zu Liebe mußte der vor Kurzem gestorbene berühmte königlich württembergische Wasserbaumeister Ehmann eine ausgezeichnete Wasserleitung anlegen. Zu diesem Zwecke ist auf den festen niedern Schubart-Thurm, den der unglückliche Dichter im ersten Jahre seiner zehnjährigen Festungshaft bewohnte, ein großer schöner Wasserthurm gesetzt, der zugleich als Aussichtsthurm dient. Er verändert das Aussehen des weithin sichtbaren Festungsberges bis in die Ferne und verschönert es noch. Aber in seiner nunmehrigen Erniedrigung ist der Hohenasberg doch, was einst der arme Schubart droben von ihm geschrieben hat —, eine Warze, die das Antlitz des Schwabenlandes entstellt.

Die Hofküche in Ludwigsburg, in welcher einst Hohenasberger „Hochverräther" während ihrer im Ludwigsburger Schlosse stattfindenden Prozessirung untergebracht waren, steht jetzt, gleich dem prächtigen Schlosse selbst, völlig leer. Nur der ungeheure Schloßkeller, in welchem wir das seinen Heidelberger Nebenbuhler an Umfang noch übertreffende Riesenfaß sahen, wird benützt, indem eine Weinhandlung, an die er verpachtet ist, ihre Waaren darin aufbewahrt. Der Ludwigsburger Schloßgarten, neben dem in Stuttgart einer der schönsten Parke Deutschlands, nimmt sich in seiner jetzigen Verwilderung mit seinen Riesenbäumen und seinem bunten Gestrüppe doppelt romantisch aus, zumal wenn darin, wie bei unserem Besuche, der Jubelgesang einer Menge der besten Singvögel erschallt.

Die württemberger Soldatenstadt Ludwigsburg, dieses schwäbische Potsdam, ist äußerlich mit ihren großartigen und üppigen Baumgängen noch schöner als das preußische Potsdam. Ihr Sohn, der Dichter Justinus Kerner, könnte sie heute

nicht mehr „Grasburg“ nennen; denn kein Gras wächst mehr in ihren Straßen. Zu ihrer weltberühmten Walker'schen Orgelfabrik haben sich andere bedeutende Fabrikanlagen gesellt. Auf eine andere Bereicherung Ludwigsburgs werde ich in einem späteren Briefe zu sprechen kommen.

Daß Württemberg, auch was den Aufschwung der Industrie und die Verschönerung größerer und kleinerer Städte betrifft, nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückblieb, nimmt man allenthalben wahr. Selbst in kleineren Städten giebt es, nach dem guten Beispiele Stuttgarts, Verschönerungsvereine, welche das Innere ihrer Stadt und die landschaftliche Umgebung durch geschmackvolle Anlagen heben.

Ganz besonders hat sich auch Heilbronn, außer Stuttgart die größte und schönste Stadt Württembergs, gehoben und verschönert. Die erweiterten Hafenanlagen mit der Kettenschifffahrt auf dem Neckar, welche der auf der Elbe bei Dresden ähnlich ist, erkennt man nach langer Abwesenheit kaum wieder. Neue schöne Stadttheile haben sich der älteren Stadt und ihren Baumgängen angereiht. Mit der Industrie blüht der Handel. Obgleich aber Heilbronn jetzt über 35,000 Einwohner hat, besitzt es doch gerade wie die ebenso bevölkerte und blühende Handels- und Fabrikstadt Fürth bei Nürnberg, weder öffentliche Droschken noch Straßeneisenbahnen. Stuttgart ist die einzige württembergische Stadt, welche sich eines Straßenbahnnetzes rühmen kann. Hinter dem von Berlin steht es freilich noch weit zurück; gleich dem letzteren beschützt es aber die Fahrenden vor Ueberfüllung der Wägen, und wenigstens in dieser Beziehung ist es dem amerikanischen überlegen. Der Mangel an öffentlichem Unternehmungsgeiste fällt in Heilbronn um so mehr auf, als die Einwohner dieser von Hause aus fränkischen ehemaligen Reichsstadt fränkische Lebhaftigkeit mit schwäbischer Gemüthlichkeit verbinden und es in ihren Privatgeschäften wahrlich nicht an Thatkraft fehlen lassen.

Wer das Volk in Schwaben genauer kennen lernen will, der muß die harten Bänke der amerikanisch langen Eisenbahn-Wägen dritter Klasse benützen. Denn dort trifft er den städtischen Bürgersmann, denjenigen Bauersmann, welcher keinen Bindfadenwein oder Champagner trinkt, den städtischen und den ländlichen Arbeitsmann, den Landpfarrer, den Schulmeister, den Landarzt, den kleineren Beamten, sowie die Frauen und Kinder

dieser Volksklassen. Um einen Fahrpreis, der kaum den vierten Theil des amerikanischen beträgt, findet man hier eine ebenso bunte, wie angenehme Gesellschaft. Man hört manch lautes, aber kein unanständiges Wort. Der von seinem mühsamen und oft wenig lohnenden Berufe abgerackerte kleine Wengerter, auf hochdeutsch Weingärtner, benimmt sich so nett wie der städtische Handwerker und der weltliche oder kirchliche Beamte. Für den Deutsch-Amerikaner ist besonders die herzliche Theilnahme ansprechend, welche unter solchen Fahrgesellschaften für die deutschen Bewohner der Vereinigten Staaten herrscht. Sie erklärt sich am meisten daraus, daß beinahe Jeder und Jede von diesen Leuten einen Angehörigen oder Bekannten in Amerika hat. Nicht selten sind solche Männer und Frauen aus dem Volke durch Privatbriefe und ihnen zugeschickte deutsch-amerikanische Zeitungen besser über Amerika unterrichtet, als vielvermögende hohe Herren, welche in ihren einseitigen deutschländischen Zeitungen gewöhnlich nichts, oder nur Falsches über Amerika erfahren.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß der in Deutschland sich aufhaltende Deutsch-Amerikaner über die sogenannten höheren Stände, oder über die höheren Beamten zu klagen habe. Wenigstens bin ich allenthalben, und auch da in Württemberg, wo man sich meiner Revoluzzer-Vergangenheit noch genau erinnert, mit größter Artigkeit behandelt worden. Wer nicht im Verdachte der Militärpflichtigkeit oder des Anarchismus steht, erfreut sich als amerikanischer Bürger in Deutschland der unbeschränktesten Freiheit, so lange er sich beleidigender Aeußerungen über den Kaiser und den Kanzler, zumal an öffentlichen Plätzen, enthält. Eine derartige Enthaltsamkeit ist freilich für seine Sicherheit unumgänglich nothwendig.

Eine süddeutsche Universität, ihre Studenten und Einjährigen.

Tübingen, 17. Juni 1889.

Früher hörte man von Deutsch-Amerikanern, welche von einem Besuche in ländlichen Gegenden oder kleineren Städten des alten Vaterlandes in die neue Heimath zurückkehrten, häufig die Aeußerung: „O, das alte Nest sieht gerade noch so aus wie vor einem Vierteljahrhundert!" Heute aber steht es anders. Zahlreiche neue Fabriken und hübsche Anlagen geben selbst abgelegenen Gegenden ein anderes Gepräge. Dabei hält freilich der Bauer, namentlich der schwäbische, mit großer Hartnäckigkeit am Alten fest, auch am nicht schönen. Im Gegensatze zu den reinlichen norddeutschen Dörfern, befindet sich in württembergischen Dörfern noch immer der Stallmist dicht an den Bauernhäusern. Zwar ist er nach ärztlicher Versicherung nicht gesundheitsschädlich; aber sein Duft und sein Aussehen sind abschreckend. Selbst in dem großen und weltbürgerlichen, einige Stunden von Tübingen wunderschön in einer Alblandschaft gelegenen Dorfe Gönningen, dessen Samenhändler die ganze Welt durchreisen und das so schöne Häuser mit lieblichen Gärten besitzt, trafen wir vor den meisten Wohnungen den niederträchtigen Misthaufen, oder die Mischde, wie ihn der schwäbische Bauer mit Stolz nennt.

Um so bedeutender sind die Verbesserungen in den Städten, auch in den kleineren. Ganz besonders gilt dies von der Universitätsstadt Tübingen, die mit ihren dreizehntausend Einwohnern, trotz ihres Weltruhmes, nach amerikanischen Begriffen noch immer eine kleinere Stadt ist. Selbst ihre buckeligen älteren Theile, sogar das als „Gogerei" bekannte Weingärtner-Viertel, haben heute ein weit freundlicheres und säuberlicheres Aussehen, als vor einem Vierteljahrhundert und bilden zugleich mit ihrer Alterthümlichkeit einen höchst ansprechenden Gegensatz zu den ganz neumodischen neuen Stadttheilen.

Gerade die Altstadt Tübingens hat seit wenigen Jahren einen wahrhaft großartigen Neubau aufzuweisen. Aus ihrer Mühlgasse ist, in der Nähe des weltbekannten Uhlandhauses, ein sie versperrender Hügel gänzlich entfernt worden, und auf beiden Seiten der jetzt sehr hübschen und zu einer Hauptverkehrsader gewordenen Straße erhebt sich in herrlichem Baustil mit

Zinnen ein gewaltiges Mauerwerk, welches die benachbarten Anhöhen, darunter den mächtigen Oesterberg, daran verhindert, auf die Stadt herabzurutschen. Auf dem soeben genannten Berge selbst stehen jetzt, neben schmucken Landhäusern, mehrere geschmackvolle und luftige Bauten, welche von den studentischen Corps mit Hülfe ihrer „alten Herren" errichtet wurden und zu Kneip- und Pauk-Zwecken, bei Leibe aber nicht zum Studiren dienen. Immerhin sind sie ein Schmuck der Stadt und Umgegend und nehmen sich an besonders festlichen Kneipabenden ihrer Inhaber im Strahle bunter Lichter zauberhaft aus. Philister werden uneingeladen nicht zugelassen. Doch wurde zu Gunsten von uns Amerikanern eine Ausnahme gemacht. Mehrere sehr höfliche Corpsburschen in ihren Cerevismützen und hübschen Kneipkitteln und mit ihren auf der Mensur zerfetzten Gesichtern führten uns in den mit prächtigen Fahnen, den mannigfaltigsten kunstreichen Trinkgefäßen und alterthümlichen Tischen und Stühlen geschmückten Räumen umher. In der Nähe der zur Aufnahme verwundeter Corpsbrüder bestimmten Zimmer machte sich ein durchdringender Carbolgeruch bemerkbar. — Die Paukſimpelei ist nämlich unter den studentischen Corps und auch unter einzelnen anderen Studentenvereinigungen ärger als je.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem Luxus, welcher jetzt in Tübingen das Saufen umgiebt, bilden die in neuer Zeit hier entstandenen großartigen neuen Lehrgebäude. Dicht hinter der seit vierundvierzig Jahren bestehenden Aula, einer der schönsten in Deutschland, erheben sich jetzt in hübschen Anlagen ganze Reihen der herrlichsten Bauten, hauptsächlich zu medizinischen und naturwissenschaftlichen Lehrzwecken, und ein neues großes Krankenhaus ist daselbst im Bau begriffen. Die Freigebigkeit, womit ein Mittelstaat wie Württemberg seine höchste Bildungsanstalt ausstattet, verdient Bewunderung.

Zu der Reichhaltigkeit und Trefflichkeit der Lehrmittel kommt die durch das gewaltige alte Schloß noch gehobene Schönheit der Lage Tübingens mit dem Anblick auf einen der bedeutendsten Theile der schwäbischen Alb. Mit Recht sagte ein dichterisches Gemüth von der unmittelbaren landschaftlichen Umgebung Tübingens: Das Ammerthal gleiche einer trauernden schönen Wittwe, das Neckarthal einer liebreizenden Braut, das Steinlachthal einem hübschen und munteren Landmädchen. Dazu die stattlichen doppelten und vierfachen Linden-,

Kastanien- und Ahorn-Reihen in und bei der Stadt und die schönen Berge nah und fern.

Kein Wunder daher, daß Tübingen nunmehr Studirende der verschiedensten Nationen anzieht, darunter sogar Japaner, welche ihren merkwürdigen Trieb nach abendländischer Studenten-Cultur auch dadurch bethätigen, daß sie eine ebenso große Pump-fertigkeit wie Lernbegierde entfalten.

Einen ihm früher außerhalb Preußens fremd gewesenen militärischen Anstrich erhält das deutschländische Studententhum durch die allgemeine Wehrpflicht. Wer, wie der Student, eine Maturitätsprüfung bestanden hat, braucht nicht erst noch das Examen als einjähriger Freiwilliger zu bestehen, das für den jungen Kaufmann und andere Bewerber immer schwieriger gemacht wird. Er ist an und für sich schon berechtigt, seine eigentliche militärische Lehrzeit in einem Jahre abzumachen, statt in dreien. Um ihm dies zu erleichtern, ist selbst in kleinere Universitätsstädte Militär verlegt, und eine Kaserne wetteifert hier, was die Schönheit des Baues betrifft, mit den Universitätsgebäuden.

Der als Einjähriger dienende Student wird übrigens von Offizieren und besonders von den Unteroffizieren dermaßen „geschlaucht", daß er keine Zeit zum Studiren hat. Und da ein Einjähriger nicht in der Kaserne wohnt und dort auch nicht beköstigt wird, so hat er für Kost und Wohnung selbst zu bezahlen. Der rechtsgelehrte Vater eines als Einjähriger dienenden Studenten der Rechtswissenschaft sagte mir: „Mei Bua koschdet mich noch einmal so viel, als ich meinen Alten koschdete. Nicht nur muß ich ihn vier Jahre als Studenten unterhalten, sondern auch ein Jahr als Freiwilligen und dann, nach der neuen Rechtsordnung des Reichs, noch drei Jahre als Referendar."

Am billigsten kommen unter den studentischen Kriegern in Tübingen die protestantischen und katholischen Theologen weg, welche in's evangelische Stift oder in's katholische Convict aufgenommen sind; sie haben nämlich auch während ihres Kriegsdienstes freie Wohnung und freie Kost in diesen Anstalten. Eine etwas bessere Uniform neben der oft schlecht sitzenden, die ihm aus dem Kleiderlager der Kaserne geliefert wird, hat auch der theologische Einjährige, gleich den anderen Einjährigen, selbst zu bezahlen. Die protestantischen Stiftler standen früher, gleich ihren katholischen Kameraden, im Rufe körperlicher Unbeholfen-

heit. Aber als Soldaten sehen sie ebenso stramm aus, wie ihre weltlichen Mitkrieger. Im Kriegsfalle haben Theologen Hospitaldienst zu verrichten.

Weltliche Einjährige dienen in der Reserve und Landwehr, gleich anderen Militärpflichtigen. Doch können sie, wenn sie die erforderlichen, jetzt strenger werdenden Prüfungen bestehen, leicht Unteroffiziere und Lieutenants in der Reserve und Landwehr werden und dort auch höhere Stellen erlangen. Wer sich als Staatsdiener zugleich der Würde eines Landwehroffiziers erfreut, der bezieht, wenn er zum Uebungsdienste oder zum Manöver einberufen wird, seine Amtsbesoldung fort und erhält zugleich seinen Offizierssold. Der Landwehroffizier aus anderen Berufsklassen erhält nur den Sold, aber keinerlei andere Entschädigung für seine Geschäftsversäumnisse. Dennoch setzen größere Fabrik- und Handelsfirmen einen Stolz darein, unter ihren Geschäftsgenossen mindestens einen Landwehroffizier zu haben. Die reicheren von ihnen dienen mit Vorliebe in der Reiterei, wie ja der Einjährige die Wahl zwischen den verschiedenen Truppengattungen hat, wenn er die erforderliche körperliche Befähigung besitzt. Die meisten ziehen jedoch den Dienst beim Fußvolk vor.

Wie kriegerisch der deutsche Nationalgeist besonders unter den gebildeteren Klassen geworden ist, ersieht man auch daraus, daß Der, welcher wegen irgend eines körperlichen Fehlers als untauglich zum Militärdienst erklärt worden ist, jetzt nicht mehr wie früher beneidet, sondern eher bemitleidet, ja verspottet wird. Schon in Norddeutschland erlebten wir es, daß ein hanseatisches reiches Muttersöhnchen, das wegen Engbrüstigkeit des Militärdienstes enthoben wurde, über den ihm deshalb widerfahrenden Spott und Hohn klagte. Noch weit bezeichnender ist der folgende, mir genau bekannt gewordene Fall aus Württemberg:

Ein hochbegabter Student der Philologie wurde in seinem zwanzigsten Jahre vom Militärdienst zurückgestellt wegen zu geringen Brustmaßes. Er studirte fleißig weiter, bestand mit Glanz die ihn zu höheren Lehrerstellen berechtigende Staatsprüfung, erhielt ungewöhnlich bald eine ihm die besten Aussichten eröffnende Hülfslehrerstelle an einem Lyceum, ruhte und rastete aber nicht, bis er endlich in seinem sechsundzwanzigsten Jahre als Einjähriger beim Tübinger Bataillon zugelassen wurde, obgleich sein Brustmaß noch immer nicht ganz voll war. Da der einjährige Soldat in Reih und Glied, auch wenn er bereits Staats-

diener ist, die oben erwähnte Vergünstigung gewisser Landwehroffiziere nicht genießt, so mußte unser Hülfsprofessor auf seine Stelle verzichten, und er weiß noch nicht, ob er nach Ablauf des Jahres gleich wieder eine Anstellung erhält. Inzwischen widmet er sich mit größtem Eifer dem Militärdienst, begeistert sich sogar für dessen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, läßt die Grobheiten und Sticheleien seiner Vorgesetzten mit philosophischem Gleichmuth über sich ergehen, thut sich bei den vom frühesten Morgen bis weit in den Vormittag hinein dauernden und am Nachmittag wiederholten Uebungsmärschen und Feldübungen, wie auf dem Exerzierplatze hervor, stellt jetzt auch bei den Schießübungen, bei denen er sich anfänglich stets Nach- und Straf-Exerzitien zuzog, vollständig seinen Mann und ist bereits Unteroffizier.

Freilich halten nicht Alle das Geschlauchtwerden so gut aus. Einzelne sind dabei zu Grunde gegangen; bei anderen hat der zum Glücke jetzt weniger gebräuchliche preußische Stechschritt schwere Fußübel verursacht. Im Allgemeinen ist jedoch der Kriegsdienst der körperlichen Entwicklung bei den sogenannten höheren Ständen wie beim Volke sehr günstig. Der oben erwähnte Hülfsprofessor ist durch ihn aus einem schmächtigen und tappigen Schulmeisterlein ein kräftiger, strammer, gelenkiger ganzer Kerl geworden. Bei Manchen beruht freilich die Strammheit zum Theile auf W a t t e; besonders an den Schultern sind ihre Röcke ausgepolstert, um Brust und Schultern breiter erscheinen zu lassen und den Achselklappen eine wagerechte Lage zu verschaffen. Auch die künstlichen Lieutenants-Waden sind keineswegs nur in der Einbildungskraft der Münchener Fliegenden Blätter vorhanden.

Durch den eisernen Militärdienst hat das Studententhum nun auch auf süddeutschen Universitäten ein noch mannhafteres Gepräge erhalten. Das w i s s e n s c h a f t l i c h e S t r e b e n in Tübingen ist weder geringer noch größer, als es in den vierziger Jahren des Jahrhunderts war. Die Lehrmittel dagegen haben sich, wie bereits angedeutet, ungemein gehoben. Und während in meiner Studienzeit eigentlich nur der große Schönheitslehrer Vischer einen schönen anregenden freien Vortrag hatte, und beinahe alle Professoren ein dickes Manuskript ableierten oder herheulten, sprechen jetzt die meisten gut und frei. Erfreulich ist auch die sorgfältige Pflege der neueren Culturprachen.

Die seit mehr als einem Jahrhundert andauernde Jugend-

eselei des Foppens und Verhöhnens der **Flößer auf dem Neckar** blüht heut zu Tage als eine Eigenthümlichkeit des Tübinger Studentenlebens üppiger als je. Sobald ein Floß langer Baumstämme mit den auf ihm an langen Stangen umhersteigenden langbestiefelten Schwarzwälder Flößern herankommt, erhebt sich aus allen auf den Neckar sehenden Studentenwohnungen, auch aus den Fenstern des theologischen Stifts ein dröhnendes Gebrüll: „**Jockele sperr!**" und dergleichen Rufe mehr, die zum Theil aus langen papierenen Sprachrohren auf die vorbeifahrenden Flößer oder Flözer, wie sie sich nennen, niederregnen; zugleich hängen die Studenten Stiefel zum Fenster hinaus. Aber die stämmigen Flözer bleiben die Antwort nicht schuldig und donnern ihren muthwilligen Peinigern allerlei derbe Wahrheiten zu, darunter die folgende: „Halt Dei Gosch, Du Rindviech und learn ebbes, sell isch gscheiter, als wenn Du unserem Herrgott den Tag stiehlst und Deim Vater des Geld verbutzst". Einem Berliner Studenten, welcher auf der Heidelberger Brücke beim Herannahen eines Floßes den Tübinger Unfug nachahmen wollte und: „Jockelchen hemme Dein Floß!" rief, entgegnete einer der Flößer: „Dummer Lausbua, gang nuf nach Tibinge und learn airscht deitsch!"

Auch die handfesten **Bürger Reutlingens** verstehen es noch immer, den Studenten-Uebermuth zu brechen. Als kürzlich zwei Tübinger Studenten sich im Rausche daselbst ungebührlich betrugen, wurden sie von derben Fäusten gepackt, nach dem nahen, großen Brunnen geschleppt und kopfüber in dem damals noch sehr kühlen Wasser untergetaucht. Aeußerst ernüchtert traten sodann die beiden Jünglinge die Heimfahrt nach der Universität an.

Das fromme, frohe und schöne München.

München, 23. Juni 1889.

Den Besuch Münchens verschob ich bis zur Zeit des Fronleichnamsfestes, um über diese große religiöse Feier berichten zu können, welche in den katholischen Theilen des deutschen Reiches nirgends so glänzend begangen wird wie in München, mit alleiniger Ausnahme Kölns. Die Münchener Feier hat aber vor der in Köln das voraus, daß an ihr ein regierender Fürst des Reiches mit dem Glanze seines Hofes theilnimmt, und zwar der mächtigste außer dem Kaiser und Preußenkönige selbst.

Daß in einem ächt katholischen Lande sich die größte Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche auf's Beste mit der ausgedehntesten Lebensfreude verträgt, kann man nirgends deutlicher beobachten als zu München in der Fronleichnamszeit. Aeußerst strenggläubige, mir persönlich bekannt gewordene Katholiken sah ich am unmittelbaren Vorabend des großen Kirchenfestes im Theater am Gärtnerplatz. Auf der dortigen in ihrer Art unübertroffenen Operettenbühne wurde nämlich Offenbach's „Schöne Helena" beim größten Anstand so ausgezeichnet gegeben, daß das ungeheuer überfüllte Haus aus einem Lachkrampf in den andern fiel. Die reizenden Melodieen wurden vom Orchester, vom Chor und von den Solisten auf's Vollkommenste zur Geltung gebracht; und mit unwiderstehlicher Komik gaben sich die altgriechischen Helden und Heldinnen des Stückes in Aussprache und Gebahren als Altbaiern vom reinsten Wasser oder vielmehr Bier. Dieselben strenggläubigen Katholiken trafen wir am Abend des Festtages selbst im Residenztheater, wo ebenfalls vor dichtbesetztem Hause das alte gute Töpfer'sche Lustspiel „Rosenmüller und Finke" bis zur unbedeutendsten Rolle hinunter so meisterhaft aufgeführt wurde, daß die Zuschauer aus stürmischer Heiterkeit und tosendem Jubel gar nicht herauskamen. Doch diese beiden Theatervorstellungen waren, wie sich weiter unten zeigen wird, nur ein kleiner Theil der mit dem größten katholischen Kirchenfeste in München verknüpften weltlichen Vergnügungen.

Am Vormittag des Festtages herrschte aber eine wirklich gehobene religiöse Stimmung. Davon zeugte schon die verhältnißmäßige Stille der ungeheuern, sonst so lustigen und

lauten städtischen und ländlichen Volksmassen in den Straßen und ihr vortreffliches Betragen im Sonnenbrande, inmitten des großen Gedränges. Nirgends hörte man ein heftiges oder unschönes Wort oder einen Scherz oder Spaß. Einem feingekleideten jungen Herrn, welcher trotz des ihm von seiner Umgebung in freundlicher Weise ertheilten Rathes, vor der herannahenden Prozession den Hut abzunehmen, seinen frechen Dickkopf fortwährend bedeckt hielt, wurde die Kopfbedeckung nicht, wie er's verdient hätte, heruntergeschlagen, sondern zwei zierliche Spazierstöckchen schoben sich ganz sachte zwischen Hut und Kopf des sich mit seinem Freisinne Brüstenden und hoben den Hut herunter. In Folge eines Mißverständnisses bildeten die Truppen diesmal kein Spalier in den Straßen, sondern nur vor Kirchen war eine starke Ehrenwache mit Regimentsmusik aufgestellt. Doch eine geringe Zahl von höflichen Polizisten genügte vollständig zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Die prächtigen katholischen Kirchen Münchens waren für das Fest mit Fahnen, Standarten und jungen Birken geschmückt; auch viele Häuser in den Straßen, durch welche der Zug kommen sollte, trugen festlichen Schmuck, besonders in Gestalt rother aus den Fenstern herabhängender Teppiche; und an den Straßen selbst waren frische Birken angebracht. Schon um sieben Uhr Morgens begann die Hauptfeier in der als Metropolitankirche des Erzbisthums München-Freising dienenden Frauenkirche durch ein erzbischöfliches Hochamt, welchem auch der Prinz-Regent beiwohnte, und bei welchem unter Mitwirkung der Hofkapelle eine schöne Messe aufgeführt wurde. Darauf erfolgte von genannter Kirche aus durch einen großen Theil der Stadt die Prozession, welche drittehalb Stunden unterwegs war und in derselben Kirche, von der sie ausging, ihr Ende nahm. Sie bot einen prachtvollen Anblick.

Da sah man die verschiedensten Mönchsorden, bärtige Kapuziner, sowie Benediktiner, Franziskaner u. s. w., und mehrere Nonnenorden, besonders den der Barmherzigen Schwestern, zahlreiche Knaben- und Mädchenschulen, die Mädchen in weißen Kleidern, den Kopf bekränzt, Vereine und Verbindungen mit einer Fülle der prächtigsten Fahnen. Glanzvoll waren die katholischen Studentencorps mit ihren kräftigen und blühenden Jünglingsgestalten in höchstem studentischen Wichs, die Führer in hellblauen Sammtröcken und mit Kanonenstiefeln, die Fahnen-

träger mit buntschimmernden Fahnen. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesem farbenreichen Bilde boten die ernsten Priesterseminaristen in ihren langen schwarzen Röcken. Schon wieder heiterer nahm sich die zahlreiche Weltgeistlichkeit in ihren priesterlichen Festgewändern aus. Da die Ordens- und Weltgeistlichen, gleich den anderen männlichen Theilnehmern an dem Zuge, entblößten Hauptes waren, so konnte man auch eine Menge von Tonsuren beobachten.

Dem Domkapitel folgten zwei stattliche erzbischöfliche Kämmerer und der oberste Ceremonienmeister. Unmittelbar hinter diesen wurde der Thronhimmel herangetragen, unter welchem der Erzbischof Doctor Antonius von Steichele, das Allerheiligste tragend, in seinem Prachtgewande einherschritt. Die kleine Gestalt dieses Oberpriesters mit dem geistvollen Gesicht*) ließ den vielsagenden Umstand, daß das Oberhaupt des baierischen Staates nicht vor, sondern unmittelbar hinter dem Vertreter der Kirche kam, nicht recht hervortreten. Auch entfaltete der Vertreter der weltlichen Gewalt einen viel größeren Prunk. Prinzregent Luitpold war nämlich umgeben von Generalen und Prinzen in von Gold strotzenden Uniformen und von ungeheuer stattlichen Leibgardisten in prächtiger halbmittelalterlicher Gala und Bewaffnung. Er selbst trug Feldmarschalls-Uniform mit der Goldkette des Hubertusordens und rothem Ordensbande, und hielt, gleich vielen andern Theilnehmern am Zuge, eine große Wachskerze in der Hand. Er hat ein gutmüthiges und frisches Münchener Biergesicht, und Niemand sah es dem rüstig einherschreitenden alten Herrn an, daß er beinahe drei Stunden bei heißem Wetter zu Fuß zurückgelegt hatte.

Hinter dem Staatsoberhaupte kam ein langer Zug von Hof- und Staatsbeamten, darunter mehrere Minister, in Uniform, viele Generale und andere Offiziere, Universitätsprofessoren in ihren Talaren, die städtischen Behörden, ein Halbzug Infanterie, und zum Schlusse eine große Anzahl von laut betenden Andächtigen.

Viermal wurde während des Umzuges Halt gemacht, um die Evangelien zu singen. Nach jedem der vier Evangelien gab der Erzbischof der an solchen Punkten riesigen Volksmenge den Segen, und von Oberwiesenfeld her donnerten dazu die Kanonen.

*) Er ist seither gestorben.

Während der Prozession und der mit ihr verbundenen Vormittagsgottesdienste waren sämmtliche Geschäfte geschlossen. Aber gleich darauf öffneten sie sich wieder, und die Läden blieben nun offen bis 2 Uhr Nachmittags, die Bierkeller, die Wirthschaften, die Biergärten und anderen Vergnügungsplätze aber den ganzen Nachmittag und Abend. Und wie ungeheuer waren sie gerade am Fronleichnamstage überfüllt! Aus der Menge solcher Plätze will ich einen der bemerkenswerthesten herausgreifen.

Die königlich baierische Regierung, deren Hof es an Prunk und Stolz dem weit bedeutenderen preußischen zuvorthut, bedenkt sich dennoch keinen Augenblick, als Muster-Bierbrauerin den anderen weltbekannten Brauherren ein gutes Beispiel zu geben. Daher das Münchener Hofbräuhaus. Außer seinen alten schon oft beschriebenen Kneipen am Platzl in der Altstadt besitzt das Hofbräuhaus nunmehr in der reizenden Vorstadt Haidhausen nebst der eigentlichen Brauerei ein großartiges Wirthshaus mit Garten. Doch auch da herrschen dieselben Biergebräuche, wie am Platzl. Eine riesige Zahl von Männern, Frauen und Kindern aus allen Ständen füllte am Nachmittag des Fronleichnamsfestes Garten und Haus. Aber die Durstigen und Hungrigen mußten sich ihren Bedarf selbst holen, da die Bedienung für solche Massen nicht ausreichte. An einem Brunnen im Garten war ein Haufen gewaltiger geleerter Bierkrüge. Ich erhaschte zwei davon inmitten eines argen Gedränges, mußte sie dann am Brunnen ausspülen und wurde nun von anderen Humpenträgern höflich an einen Schalter geschoben, hinter welchem sich Bierfässer und handfeste Einschänker mit weißen Schürzen befanden. Gegen Entrichtung von zweimal achtundzwanzig Pfennig wurden meine Krüge gefüllt, und glücklich entwand ich mich mit ihnen dem Gedränge. Aber sämmtliche Tische und Stühle waren besetzt. Im Hintergrunde fanden wir einen Haufen grober Stühle ohne Lehne. Während ich nun mit den Humpen in beiden Händen meine liebe Noth hatte, um nicht überrannt zu werden, entriß meine Begleiterin, nach dem guten Beispiel zahlreicher anderer Damen, besagtem Haufen drei Stühle, von denen uns zwei als Sitz und einer als Tisch dienten. Jetzt endlich konnten wir unser Bier, das beste, das ich jemals gekostet habe, in Frieden trinken. Gleichzeitig eilten viele Frauen, darunter eine sehr fein gekleidete in tiefster Trauer, in das nahe große

Speisehaus und holten sich dort Sauerkraut und Wurst auf einem Teller mit Messer und Gabel und ein großes Stück Papier. Nach der Rückkehr zu den inzwischen von ihren Begleitern behaupteten Stühlen breiteten sie das Papier auf ihrem Schooße aus und begannen nun die erkämpfte Nahrung zu sich zu nehmen. Bei allen diesen Auftritten herrschte die größte Gemüthlichkeit und Bierzufriedenheit.

Auch an anderen Vergnügungsplätzen, bei denen wir vorüberkamen, sahen wir eine Menge vergnügter Menschen beim Bier, und da und dort bei Musik und Tanz. Selbst in den ausgedehnten Anlagen des Englischen Gartens, welcher für München dasselbe bedeutet, was den Berlinern ihr Thiergarten ist, aber sich mit den Isarauen an Schönheit nicht messen kann, sahen wir mehrere große Tanzpartieen. Das Bierkneipen in freier Natur erstreckte sich sogar bis in den Schloßpark in der Nähe des königlichen Schlosses. Draußen auf der Theresienwiese erblickten wir an demselben Nachmittag ebenfalls Schaaren Vergnügungsuchender; einzelne daselbst erklommen mit uns die Wendeltreppen im Inneren der Bavaria bis hinauf in den Kopf der Riesin, deren herrlichem äußeren Ebenmaße man es nicht ansieht, daß sie in ihrem Inneren eine wahre Höllenhitze entwickelt.

Ein ähnliches Treiben herrscht in München an jedem Sonntag. Die Menschen sind dabei harmlos und gut, schon weil die Regierung dafür sorgt, daß ihnen nur gänzlich reine und gesunde Getränke vorgesetzt werden. Und München ist dabei, wie man soeben wieder bei einer Stadtraths-Wahl gesehen hat, eine Hauptveste des entschiedensten Katholizismus, dessen Geistlichkeit dem Volke seine Freuden an Sonn- und Festtagen ebenso gönnt, wie an Wochentagen. Welche Lehre für jene eirisch- und englisch-amerikanischen katholischen Priester in Amerika, welche es an Eifer für Sonntags- und Temperenz-Zwang protestantischen Muckern gleichzuthun suchen!

Daß dieses bierfröhliche und fromme München zugleich die Hauptstätte der Kunst ist, weiß die ganze Welt. Münchens herrliche Kunstsammlungen, seine Meisterwerke der Baukunst, der Maler- und Bildhauerkunst sind den Lesern längst aus guten Schilderungen bekannt. Was ist im Vergleiche mit diesen unsterblichen Schöpfungen klaren und ächten Kunstverstandes die phantastische Märchenpracht der auf den Befehl des

Baiernkönigs Ludwig des Zweiten angefertigten Schlitten und Kutschen und Schlafstätten, die jetzt auch hier zu sehen sind und deren verschwenderischer Reichthum den Beschauer erdrückt, statt ihn zu erheben und zu erfreuen? Was der fabelhafte Prunk seiner Schlösser und gar die nur durch seinen Wahnsinn halb zu entschuldigende Nachahmung des zweifelhaften Kunstgeschmackes eines Ludwig des Vierzehnten von Frankreich und gar die Verherrlichung dieses niederträchtigsten Bedrängers der Deutschen, der nicht einmal, wie sein Nachfolger Napoleon, den Reiz der Geistes- und Feldherrn-Größe besaß?

Die Palme des Schöpfers der Kunststadt München gebührt dem Baiernkönig Ludwig dem Ersten. Das erkennt man hier auf jedem Schritt und Tritt. Die Achtung vor dem Andenken des Mannes steigt noch durch die sich allenthalben darbietende Wahrnehmung, daß er sich keineswegs das ausschließliche Verdienst seiner Schöpfungen annaßte, sondern durch Wort, Schrift und Denkmal den Ruhm seiner großen Mitarbeiter Klenze, Gärtner, Ziebland, Schwanthaler, Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Schwind verkündete. Als ich in der von ihm geschaffenen Basilika den Marmorsarkophag betrachtete, in welchem Ludwig der Erste ruht, empfand ich denn doch eine Art tiefer Wehmuth darüber, daß die sonst so gutmüthigen und leichtlebigen Münchener den Urheber der Größe und des Ruhmesglanzes ihrer Stadt für seine politischen und Liebes-Thorheiten so schwer büßen ließen.

Jubelnde Baiern und Schwaben.

Wildbad, im Schwarzwald, 29. Juni 1889.

Ehe ich meine Badekur in diesem herrlichen Gebirgsthale antrat, hatte ich noch Gelegenheit, Jubelfeste in München und Stuttgart zu sehen.

In München wurde vor unserer Abreise in den Gartenräumen der Bierbrauerei zum Münchener Kindl und auf einer angrenzenden Wiese ein großartiges Fest baierischer Kriegsveteranen begangen, dem außer einer großen Anzahl solcher Veteranen auch eine ungeheure Menge von Bürgern und Bürgerinnen nebst Kindern, sowie eine stattliche Zahl von Offizieren und Soldaten aus dem aktiven Dienst beiwohnten.

Gegen zweihundert baierische Militärmusiker in Uniform spielten unter Leitung des größten und durstigsten baierischen Militärkapellmeisters C. Hünn, welcher im letzten Kriege bei Orleans mit anderen Musikern von den Franzosen gefangen genommen, nach Algier geschleppt und dort greulich behandelt wurde, hinreißend allerlei Kriegs- und Schlachten-Weisen, darunter ein besonders packendes kriegerisches Tonbild, welches verschiedene Thaten der Baiern im letzten Kriege verherrlicht. Auch durch allerlei prächtiges und geräuschvolles Feuerwerk und Kanonendonner wurden jene ruhmvollen baierischen Kriegsleistungen vergegenwärtigt und gefeiert.

Daß das gute Münchener Bier, selbst in Strömen genossen, die Begeisterung nicht einschläfert, bewies uns der mehr als stürmische Beifall, womit die Zuhörermassen Musik und Feuerwerk aufnahmen. Und daß diese Begeisterung keine sonderbündlerische war, dafür bürgte der dröhnende Eifer, womit viele Tausende von Männerstimmen in die „Wacht am Rhein“ und andere deutsche National-Weisen einstimmten.

Dem Feste wohnte auch ein Theil des Hofes bei, darunter der tüchtige zweite Sohn des Prinzregenten, jener Prinz Leopold, welcher als baierischer Artillerie-Offizier im letzten Kriege sich durch Muth und Geschicklichkeit hervorthat, jetzt der Befehlshaber des ersten baierischen Armeecorps ist und seit längerer Zeit die ältere Tochter des österreichischen Kaisers zur Frau hat. Er trug seine Generalsuniform, verkehrte aber aufs einfachste und herzlichste und in der ächten Münchener Mundart mit Leuten aus allen Ständen und trank tüchtig Bier dazu. Die brausenden Hurrahs und Lebehoch, die diesem stattlichen und angenehmen fürstlichen Kriegsmanne dargebracht wurden, entstammten offenbar keiner Prinzenanbetung, sondern aufrichtiger persönlicher Zuneigung.

Von Baiern gelangten wir mitten hinein in das württembergische Königs-Jubiläum, welches mehrere Tage dauerte und erst gestern seinen Abschluß erhielt.

Merkwürdige Menschen, diese Schwaben! Noch in der ersten Woche des Juni hörte ich sie in verschiedenen Gauen Württembergs, in Stadt und Land, sehr derb über die gar zu häufige Abwesenheit ihres Königs Karl, über seine Gleichgültigkeit, seine Geisterklopferei, seine kostspielige Vorliebe für zweifelhafte Amerikaner klagen und schelten. Und trotzdem ist so eben

die Thatsache, daß dieser König jetzt ein Vierteljahrhundert seinen Thron einnimmt, beinahe vom gesammten württembergischen Volke, in sämmtlichen Städten und Städtchen, Dörfern und Dörfchen, ganz fröhlich und herzlich gefeiert worden.

Es wäre unrecht, diesen Stimmungsumschwung einen erheuchelten zu nennen. Die ungeheure Mehrzahl der Schwaben ist weder falsch noch knechtisch. Aber nachdem die Jubiläumsbewegung einmal ernstlich begonnen hatte, erinnerten sich diese Leute mit den bösen Mäulern und tiefen Gemüthern wieder lebhaft auch der zum Herzen des Volkes sprechenden guten Eigenschaften ihres Königs, seiner Herzensgüte und Großmuth, seiner durchaus rechtschaffenen und wohlwollenden Gesinnung. Als ganz und gar guter Mensch übte er einen mehrtägigen Zauber auf die Volksseele aus. Und die zahlreiche katholische Minderheit in Württemberg gab sich diesem Zauber ebensosehr wie die protestantische Mehrheit schon deshalb hin, weil sie weiß, daß die beinahe gänzliche Fernhaltung des leidigen sogenannten Culturkampfes von den Grenzen Württembergs hauptsächlich auch der Friedensliebe und Duldsamkeit dieses gutgearteten evangelischen Fürsten zu verdanken ist.

So erklärt es sich, daß das sogenannte fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Königs Karl ebenso allgemein und herzwarm gefeiert worden ist, wie vor achtundvierzig Jahren das seines an geistiger und geschichtlicher Bedeutung hoch über ihm stehenden Vaters, des Schwabenkönigs Wilhelm, des Urhebers der Blüthe württembergischer Landwirthschaft, Pferde- und Viehzucht und des Verbesserers der württembergischen Staatsverwaltung, der zugleich einer der tapfersten deutschen Feldherrn im Befreiungskriege gegen den ersten Napoleon war.

Einen württembergisch-sonderbündlerischen Eindruck machte der neueste Jubel in Württemberg schon deshalb nicht, weil der württembergische Jubelkönig sich in den württembergischen Volksjubel mit dem deutschen Kaiser und vielen anderen zu den Festen erschienenen deutschen Fürsten zu theilen hatte und weil die Hurrahs für den jetzigen Kaiser augenscheinlich mehr der erfreulichen nationaldeutschen Stimmung der Massen als einer persönlichen Verehrung für Kaiser Wilhelm den Zweiten, welcher sich erst zu erproben hat, entsprangen.

Daß gegenwärtig die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes gänzlich monarchisch gesinnt ist,

nimmt man in Süddeutschland so sehr wahr, wie in Norddeutschland. Ebenso klar ist es, daß die ganz überwiegende Mehrzahl der Bewohner der deutschen Mittelstaaten und der meisten deutschen Kleinstaaten außer dem deutschen Kaiserthum auch das angestammte Fürstenhaus beibehalten will. Für grundsätzliche deutsche Verehrer einer geläuterten republikanischen Staatsform ist dies freilich sehr unangenehm. Aber daß es so ist, wird kein gewissenhafter Beobachter läugnen.

Unter den vielen deutschen Fürsten und Prinzen, Fürstinnen und Prinzessinnen, die man in der heute zu Ende gehenden Woche in und bei Stuttgart beobachten konnte, gefielen mir am Besten: der Großherzog Friedrich von Baden, ein sehr rüstiger Sechziger mit freundlichem ächt deutschen Gesichte, aus welchem die bekannten trefflichen Herzens- und Geistes-Eigenschaften dieses ausgezeichneten Mannes deutlich sprechen; und die jetzige deutsche Kaiserin Auguste Victoria, die zwar keine große Schönheit, aber eine kerngesunde deutsche Frau von großer Einfachheit ist und nicht mit Vornehmthuerei und Herablassung, sondern mit natürlicher Herzlichkeit und Freundlichkeit Hoch und Nieder grüßte und alle ihre freie Zeit in Stuttgart zum Besuche wohlthätiger Anstalten benützte. Den Eindruck wirklicher geistiger Bedeutung macht die Königin Olga von Württemberg, einst die schönste russische Prinzessin, jetzt eine magere alte Frau mit leidendem, aber geistvollem Gesicht, seit Jahren eine emsige und freigebige Unterstützerin der verschiedensten württembergischen Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten.

Glänzend war besonders auch die mit dem Jubelfeste verknüpfte Truppenschau auf dem Cannstadter Wasen, welche wir auf der sogenannten Königstribüne aus nächster Nähe sahen. Ein großer Theil der württembergischen Truppen — Fußvolk, Reiterei, Geschütz und Fuhrwerk — war im höchsten Staate aufgestellt; und auch anwesende norddeutsche Sachkenner erklärten laut, daß die württembergischen Soldaten nunmehr ebenso stramm und stattlich und eingeübt sind, wie die vorzüglichsten norddeutschen.

Ja die württembergischen Krieger sehen noch stattlicher aus als ihre deutschen Waffengefährten. Es rührt dies daher, weil die württembergische Infanterie allein von allen deutschen Kriegern Röcke mit zwei Knopfreihen, statt einer, trägt. Doch wird

dieser Vorzug von württembergischen Fachmännern sehr beklagt, indem der württembergische Militärrock mit seiner sich übereinander schiebenden Doppelbrust es seinem Träger im Sommer weit heißer und schwüler macht, als der gewöhnliche deutsche Waffenrock.

Der Parademarsch der Infanterie, und gar der der Dragoner und Ulanen, deren Lanzen mit den schmucken Fähnchen sich in einer schnurgeraden Linie deckten, war besonders prachtvoll. Die Begeisterung der ungeheuren Zuschauermenge stieg noch, als die Infanterie, welche zuerst in Compagniefront marschirt war, den Vorrübermarsch in Regimentscolonnen wiederholte und dann die Reiterregimenter, sowie die Feldartillerie mit ihren Kanonen und der Train mit seinen Wägen im Trab vorbeisausten und vorüberrasselten. Das aufregende Bild wurde noch glänzender durch den großen Schwarm prächtig uniformirter Prinzen und anderer Offiziere, welcher dem auf einem wunderschönen Fuchsen reitenden deutschen Kaiser folgte. Der gute Schwaben- und Jubelkönig Karl, der in Folge eines Blasenleidens nicht mehr reiten kann und sich, an einfaches bürgerliches Auftreten gewöhnt, in der prunkenden Uniform nicht behaglich fühlte, nahm die Fronten der verschiedenen Treffen vom Wagen aus ab, gefolgt von einer Anzahl anderer Staatswägen mit fürstlichen Damen. Der deutsche Kaiser erntete einen Beifallssturm dadurch, daß er sein württembergisches Kaiserregiment, nachdem er an dessen Spitze gesprengt war, mit gezogenem Säbel dem König vorführte und dann in kurzem Galopp zu seiner Begleitung einbog. Die Reitkunst, womit der Kaiser sein feuriges Pferd lediglich mit dem mangelhaften linken Arm lenkte, wurde von allen Kennern laut bewundert, noch mehr aber die vollendete Einübung des kaiserlichen Reitpferdes. Den einzigen widerwärtigen Eindruck auf dem Paradefelde machten einige Russen niederen Ranges aus der Begleitung des jungen russischen Thronfolgers. Die häßlichen Kerle in ihren barbarischen Uniformen und mit plumpen Ringen in den Ohren sprengten allenthalben so frech und übermüthig umher, als wären sie die Herren und Meister.

Die vorzügliche Haltung der württembergischen Truppen verdiente um so mehr Anerkennung, als sie zum Theil erst in der Morgenfrühe aus anderen Garnisonen, darunter Straßburg, angekommen waren und schon mehrere Stunden vor der Parade in glühendem Sonnenbrand im Cannstadter Felde aufgestellt wurden.

Daß die schwäbischen Königsfeste mit vollendetem Geschmacke geordnet und geleitet wurden, kann selbst der unerbittlichste Reblikaner nicht läugnen. Wundervoll waren die Freudenfeuer und bengalischen Flammen auf den nahen und fernen Bergen. Und gar der Fackelzug, welcher sich durch Stuttgart nach dem königlichen Schlosse bewegte, war zauberhaft schön und unbeschreiblich glanzvoll. Es ist eigentlich ein Unsinn, ihn einen Fackelzug zu nennen. Denn das Ganze war eine mehr als eine halbe Stunde ununterbrochene Reihenfolge herrlich beleuchteter ächt künstlerischer Formen und Gestalten aller Art: Sterne, Pyramiden, Kronen, lebensvolle Menschengruppen und Kunstschöpfungen in wunderbaren Lichtfluthen. Das Allerbeste leisteten dabei die Stuttgarter Turner; sie trugen ganze Lichtgebäude, Rotunden, riesige Kaiser- und Königskronen in wundersamer Farben- und Lichterpracht einher.

Höchst geschmackvoll war in Stadt und Land auch die Ausschmückung der Häuser. Und wie benahmen sich die riesigen, aus dem ganzen Schwabenlande zusammengeströmten und aus allen Ständen zusammengesetzten Volksmassen, welche mehrere Tage hindurch in den Straßen, Gasthöfen, Wirthshäusern und Biergärten der schwäbischen Hauptstadt wimmelten? Kein einziges Vergehen, ja auch nicht die geringste Ausschreitung, kein Streit, kein Zank trotz großer Erregung, kein einziger Fall von Trunkenheit, auch kein sich unnöthig breitmachendes Polizeibüttelthum, sondern eine stets taktvolle und höfliche Schutzmannschaft, wie sie für ein so braves und anstandliebendes Volk paßt.

Die schönste Erinnerung an das große schwäbische Königsfest besteht aber in dem von König Karl seinem Lande geschenkten Denkmal des Herzogs Christoph, das sich jetzt wirklich neben der Jubiläumssäule des Königs Wilhelm auf dem Stuttgarter Schloßplatze erhebt. Es stellt den edelsten der würtembergischen Fürsten in Bronze weit über Lebensgröße getreu und würdig in der malerischen Tracht seiner Zeit dar, mit der Urkunde der von ihm aus freiem Entschlusse ertheilten Volksrechte. Den ebenso schönen Unterbau zieren vier treffliche in Erz gebildete und durch Inschriften verdeutlichte Auftritte aus Herzog Christoph's bewegtem Leben. Während aber der Bildhauer Paul Müller und der Erzgießer Pelargus auf dem Denkmal genannt sind, gedenkt kein Buchstabe des freigebigen und kunstverständigen königlichen Stifters. So wollte es sein bescheidener Sinn.

Starnberger See. — Die württembergische Albwasserversorgung.

Wildbad, 7. Juli 1889.

Aus dem Waldesgrün der Schwarzwaldberge schweift heute meine Reise-Erinnerung zurück nach den Vorbergen der baierischen Alpen und besonders nach dem kürzlich von uns besuchten Starnberger See. Bei der ersten Haltestelle verließen wir den Dampfer und besuchten mit einer Schaar von andern Fremden zunächst das anmuthig im Ufergelände sich erhebende Schloß Berg, den letzten Aufenthalt des Baiern-Königs Ludwigs des Zweiten. Dieses kleine alte Schloß kann sich an ausschweifendem Prunk bei Weitem nicht mit den von jenem Fürsten selbst errichteten Schlössern messen; aber den Stempel seines verwirrten und verirrten Geistes trägt es doch, und zwar ganz besonders in den Gemächern, die er unmittelbar vor seinem Todesgange bewohnte. Denn neben der sich in allerlei Bildern und größeren und kleineren Statuen äußernden abgöttischen Verehrung für Richard Wagner, tritt auch da ganz grell der seit Jahren von diesem deutschen Fürsten mit dem abscheulichen französischen Ludwig dem Vierzehnten getriebene Götzendienst zu Tage. Allenthalben das übermüthige, nicht einmal den Schönheitssinn ansprechende Gesicht des welschen Despoten und Verwüsters unseres Vaterlandes! Auch in dem Zimmer, in welchem Ludwig der Zweite zuletzt verweilte, macht es sich noch in Form einer Büste breit.

Nachdem wir in dem reizenden, am Ufer des Sees sich hinziehenden Schloßparke ungefähr eine Viertelstunde zurückgelegt hatten, zeigte sich uns ein säulenartiger kleiner Bau, welcher einen Christus am Kreuz in Bronze trägt, auf einer kleinen Erhöhung nicht weit vom Ufer, mit der einfachen Inschrift: 13. Juni 1886. Wenige Schritte von dem Bau umzieht ein Stacheldrahtzaun, unter dem man jedoch leicht hindurchkommen kann, das Ufer. Der See ist dort seicht; jedes Steinchen kann man in dem wunderbar klaren grünen Wasser sehen und erst weiter draußen bemerkt man eine mäßige Senkung des Grundes. An dieser Stelle hat der hochgewachsene König in selbstmörderischem und mörderischem Ringen und Kämpfen sich selbst und seinen Irrenarzt Gudden ertränkt. Und zwei verrückte deutsche Mäd-

chen haben seither an derselben Stelle mit einander Selbstmord begangen.

Die vorher so erquickende Waldluft des Parkes beengte beim Weiterschreiten meine Brust wie Leichenduft. Neben der entsetzlichen und mörderischen geistigen Erkrankung von hochstehenden Männern, wie König Ludwig und der österreichische Kronprinz Rudolf, bedrückte mich die düstere Nachtseite des so farbenreichen und so vielfach ansprechenden deutschen Lebens überhaupt, nämlich die beängstigende Zunahme von Wahnsinnsfällen in deutschländischen Familien, und zwar gerade in sehr gebildeten.

Schon in Württemberg war es mir ganz unheimlich zu Muthe geworden, als ich in zahlreichen befreundeten Familien von der geistigen Erkrankung namentlich auch junger Söhne und Töchter hörte. Die Zunahme des Irrsinns ist in diesem Staate verhältnißmäßig weit größer, als die der Bevölkerung. Während vor vierzig Jahren die Irrenanstalten Winnenthal und Zwiefalten zur Aufnahme Geisteskranker hinreichten, sind jetzt noch zwei andere große Heilanstalten dieser Art mit Kranken gefüllt, nämlich das ebenfalls vom Staate errichtete Irrenhaus in Schussenried und die noch großartigere Privatanstalt des Dr. Landerer in Göppingen. Dieser tüchtige Irrenarzt erklärte kürzlich in einem Vortrage: Das Ueberhandnehmen des Wahnsinns in gebildeten deutschen Familien rühre hauptsächlich von dem verfehlten Bildungsgange deutscher Bildungsanstalten her, welche einen einseitigen Intellectualismus, eine intellectuelle Kraftstärke züchten. Wenn der Herr Doktor mit diesen Redensarten die übertriebene geistige Anstrengung und Schinderei in einem Theile der höheren Lehranstalten meint, so mag er Recht haben; ganz ist damit der Ursprung des Uebels freilich noch nicht erklärt.

Von der düsteren Stätte am See bei Schloß Berg stiegen wir auf den nahen Rottmannsberg. In der herrlichen Bergluft, im Angesichte des Wendelsteins, der Zugspitze und anderer schneebedeckter Bergriesen, und gar bei der auf prächtigem Dampfer unternommenen Rundfahrt im wunderschönen Starnberger See verschwand der Spuk von Schloß Berg. Kurz darauf überzeugte uns der Anblick kerngesunder, so heiter und unbefangen bei ihren Hofbräumaßerln und Kalbshaxen sitzender Münchener Bürgersleute, daß es in Deutschland doch

auch noch genug Leute giebt, die nicht in Gefahr stehen, durch den einseitigen Intellectualismus des Dr. Landerer in's Irrenhaus zu kommen.

Vom baierischen See folge mir der freundliche Leser in ein ebenfalls erst kürzlich von uns besuchtes schwäbisches Thal, das zwar keine Schneegipfel, wohl aber Berge mit gewaltigen Felsen, eine merkwürdige Flußquelle, ein Meisterstück mittelalterlicher Baukunst und ein ebenso bewundernswerthes Meisterwerk der Ingenieurskunst unserer Zeit enthält. Ich meine Blaubeuren. Als wir den schönsten der dortigen Berge erstiegen, vermißte ich auf den Trümmern der uralten Burg der Grafen von Ruck, des alten Rusenschlosses, schmerzlich den kühnen steinernen Bogen, der sich über den Felsenabgrund gewölbt hatte, als ich ein Zögling des theologischen Seminars von Blaubeuren war, und der von allen Besuchern der hochromantischen Gegend bewundert wurde. Ich erfuhr, daß ihn vor Jahren ein ordensgieriger königlicher Beamter unter großer Gefahr für die Arbeiter hatte abtragen lassen, um die schönen Quadersteine zum Besten der Staatskasse zu verkaufen. Eine solche Rohheit und Dummheit würden jetzt die seither in Schwaben entstandenen, bereits in einem meiner Briefe erwähnten Verschönerungsvereine nicht mehr dulden.

In der gothischen Kirche seines seit Jahrhunderten als protestantische höhere Lehranstalt dienenden Benediktinerklosters birgt Blaubeuren den kunstvollsten aller mittelalterlichen Hochaltäre, welcher auf fünf verschiedenen, wie Doppelthore ineinandergehenden Schreinen und Bildflächen eine Fülle schöner Malereien von dem Ulmer Maler Zeitblom und seinen Schülern und viele bewunderungswürdige Holzbildwerke von dem großen Holzbildhauer Georg Syrlin enthält.

Dicht hinter dem Kloster, am Fuße eines Felsenberges, befindet sich, von riesigen, weit darüber hingebeugten Buchen überschattet, die geheimnißvolle, an Umfang einem der kleinen Bergseen gleichende, ungeheuer tiefe Felsenquelle, die wegen ihrer tiefblauen Farbe der Blautopf genannt wird, und gleich als stattlicher Fluß entströmt ihr die ebenfalls in tiefem Blau erglänzende Blaubeurer Blau. Nicht weit vom Rande des Blautopfs ist seit einigen Jahren eine der Hauptpumpstationen für die Wasserleitungen, welche jenen großen Theil Württembergs, der seit den ältesten Zeiten ohne alles Quellwasser war,

aufs reichhaltigste mit dem besten Wasser versorgen. So hatte ich von Blaubeuren aus Gelegenheit, eine in seiner Art einzig dastehende Leistung schwäbischer Ingenieurskunst mit eigenen Augen zu sehen.

Während im Schwarzwald mit seinem Sandstein und Granit auch auf Hochebenen zahlreiche Quellen rieseln und Bäche fließen, fehlt es den ausgedehnten Hochflächen der schwäbischen Alb an beiden gänzlich. Entzückend sind die Ränder der Alb mit ihren Felsenthälern, munteren Flüssen und ihren Buchenwäldern, aber die Hochflächen boten bis vor Kurzem nur den Anblick kahler Haiden, steiniger Aecker und baumloser Felder. Das vom Himmel fallende Wasser verschwindet dort, statt sich zu Quellen zu entwickeln, ganz schnell in dem durch unzählige Sprünge und Klüfte zerspaltenen Kalkboden, läuft durch verborgene, niemals einem Menschenauge sichtbare Höhlungen und Quellgänge und bildet und speist so die unterirdischen Wasserläufe, aus denen, wenn sie am Fuße der Gebirgsstöcke zu Tage treten, die Quellen hervorgehen. Die größte und wunderbarste dieser Quellen ist eben der Blautopf.

Seit vielen Jahrhunderten wohnte auf jenen unwirthlichen, die Rauhe Alb genannten Hochflächen in mehr als hundert größeren und kleineren Ortschaften ein mannhaftes und fleißiges Geschlecht, welches dem kargen Boden Früchte des Feldes abrang und zugleich etwas Viehzucht trieb. Als einziges Wasser wurde Regenwasser von den Dächern der Häuser und der Scheunen in gemauerte Cisternen geleitet und für den täglichen Gebrauch mittelst Schöpfeimer gehoben. Für das Vieh wurde Regenwasser in einer am niedrigsten Platze der Ortschaft ausgegrabenen Tränke gesammelt. Abgesehen von der Unreinheit dieses Wassers, mangelte es in langer regenloser Zeit gänzlich; und Monate lang mußte dann, oft bei gefährlichem Glatteis, das allernöthigste Wasser für Menschen und Vieh auf Fuhrwerken mit großen Kosten aus den fernen Thalorten heraufgeholt werden.

Wie ungemein schädlich diese Zustände auf den Gesundheitszustand von Mensch und Vieh einwirkten, wie sie die Reinlichkeit verhinderten, Feldbau und Viehzucht erschwerten und das Löschen ernstlicher Feuersbrünste beinahe unmöglich machten, läßt sich leicht begreifen.

Da faßte vor zweiundzwanzig Jahren der leider vor Kurzem

verstorbene geist- und erfindungsreiche oberste württembergische Staatstechniker für öffentliches Wasserversorgungswesen, Oberbaurath Ehmann, der einst auch in den Vereinigten Staaten sich eifrig in der Ingenieurskunst vervollkommnet hatte, den Gedanken, die in die Tiefe gesunkenen Wasser künstlich von allen Seiten auf die Rauhe Alb hinaufzuheben.

Die wohlwollende württembergische Staatsregierung und Ständekammer billigten den genialen Plan Ehmann's und machten sich anheischig, einen Theil der Kosten zu tragen, wenn die Ortschaften der Rauhen Alb selbst den größeren Theil bezahlen würden. Ungeheuere Anstrengungen waren nun nöthig, um die starr und zäh am Alten hängenden Aelbler zur Einwilligung zu bereden, nachdem alle Versuche, durch artesische Bohrungen und andere wohlfeilere Mittel dem Uebel abzuhelfen, fehlgeschlagen waren.

Vor neunzehn Jahren jedoch waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß, noch unter dem Donner des deutsch-französischen Krieges, mit dem in seiner Art einzig dastehenden Werke begonnen werden konnte; und nachdem es bis in die neueste Zeit fortgesetzt und weiter ausgedehnt worden war, ist es jetzt als vollendet zu betrachten.

Die Hochflächen der Rauhen Alb sind jetzt mit einer Fülle des besten frischen fließenden Trink- und Nutz-Wassers versehen, das ihnen aus der Tiefe der Thäler mittelst der Wasserkraft selbst, als einziger bewegender Kraft, zugeführt wird. Sie wurden zu diesem Zwecke nach der geographischen Lage der Ortschaften und nach den von der Natur gegebenen Wasserbezugsquellen aus den verschiedenen Flußthälern, in neun selbstständige Wasserversorgungsgruppen eingetheilt. Jeder dieser Gruppen wird durch ein ihr gemeinsames kraftvolles Pumpwerk die nöthige Zahl von Hochreservoiren geschaffen, und ausgedehnte gußeiserne Röhrennetze, die unter sich zusammenhängen, führen das so gewonnene reine und reichliche Quellwasser den einzelnen Gemeinden einer Wasserversorgungsgruppe zu. Im Ganzen giebt es zweiundsechzig solcher Reservoire.

Die Anlage der Werke war mit doppelten und dreifachen Schwierigkeiten verknüpft, da die Rauhe Alb auf hartem Gestein liegt, zugleich da und dort von wasserlosen langen Schluchten oder Trockenthälern durchzogen ist und keineswegs sämmtliche Bezugsquellen so wasserreich sind, wie der Blautopf. Aber die

Ingenieurskunst Ehmann's und seiner Berufsgenossen und die zweckmäßige Einrichtung der Wassereinlässe und Wasserräder überwand alle Hindernisse. Fachmänner rühmen besonders auch die trotz der durch Ortsverhältnisse gebotenen Mannigfaltigkeit der Wasseranlagen vorherrschende Einfachheit des Gesammtwerkes.

Obgleich ein Theil des Werkes jetzt sich bereits über fünfzehn Jahre im Betriebe befindet, hat doch niemals eine Betriebsstörung stattgefunden. Sollte aber da und dort eine Ausbesserung nöthig werden, so kann sie leicht und ohne Störungen vorgenommen werden.

Die Pumpstation am Blautopf dient der dritten der neun Gruppen; in einem schmucken Bau befindet sich eine kräftige Turbine, und die Bewegung wird auf zwei Paare wagrecht gelagerter Pumpwerke mit doppelten Stirnrädergetrieben übertragen. In einem Nebenbau erblickten wir eine gänzlich unthätige Dampfmaschine. Für den Nothfall ist nämlich bei jeder Pumpstation Nachhülfe mit Dampfbetrieb vorhanden, welche in Wirksamkeit treten soll, wenn durch Wassertriebkraft allein auch bei ausnahmsweise vierundzwanzigstündigem ununterbrochenem Werksbetriebe eine genügende Wasserzufuhr nach der Gruppe nicht zu bewerkstelligen sein sollte. Aber bisher haben die Wassertriebkräfte mit ihren theils offen, theils unterirdisch geführten Kanalanlagen und ihrem durch Kunst geschaffenen Gefälle beinahe stets ausgereicht.

Gußeiserne hübsche Brunnen in den Straßen ihrer Ortschaften spenden der Rauhen Alb jetzt das beste Trink- und Nutzwasser im Ueberfluß. Von den Straßenröhrennetzen zweigen sich Privatwasserleitungen mit Hahnen in die Häuser, Küchen und Stallungen ab. Durchschnittlich hat jede Ortschaft sechszehn Hydranten zur kräftigen Unterstützung der seit Entstehung des Werkes überall auf der Rauhen Alb entstandenen Feuerwehren. Große Feuersbrünste kommen daher nicht mehr vor. Die Reinlichkeit von Mensch und Vieh, von Wohnung und Geräthen und eben dadurch die allgemeine Gesundheit hat sich sehr gehoben. Landwirthschaft und Viehzucht verbessern sich, Häuser und Güter steigen im Preise. Mit Leichtigkeit kommen daher die Gemeinden ihren durch das Werk entstandenen Verbindlichkeiten nach.

Daß beim Bau selbst und auch bei den im Contrakt ver-

gebenen Arbeiten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verfahren ward und die im Ganzen nicht viel über eine Million und dreimalhunderttausend Dollars betragenden Voranschläge genau eingehalten wurden, und daß die Unterhaltungskosten sehr mäßig sind, versteht sich bei der Vorzüglichkeit der württembergischen Verwaltung von selbst.

Freundliche und ernste Bilder aus dem Badeleben.

Wildbad, 14. Juli 1889.

Mit deutschen Weltbädern wie Baden-Baden und Wiesbaden und das deutsch-böhmische Carlsbad, kann sich das Wildbad im württembergischen Schwarzwalde an Zahl der Besucher nicht messen. Aber den Namen eines Weltbades darf es ebenfalls beanspruchen. Denn der Ruhm seiner Heilquellen mit ihrer der Blutwärme nahekommenden Temperatur zieht Leidende aus den verschiedensten Weltgegenden an, und stolz auf dieses ihr einziges Weltbad, stattet die württembergische Volksvertretung und Verwaltung das Wildbad mit immer neuen Verbesserungen aus. Daher die Trefflichkeit der Badeeinrichtungen und die große Mannigfaltigkeit der sich weithin über Berg und Thal, durch schöne Waldungen und üppig grüne Wiesen erstreckenden Anlagen und Spazierwege. Erst vor wenigen Wochen hat der württembergische Landtag wieder eine großartige Bewilligung für das Wildbad gemacht.

An der Spitze der Aerzte dieses Bades steht ein Fachmann ersten Ranges, der königliche Geheimrath und Baddirektor Dr. Wilhelm Theodor Renz, welcher sich als Schriftsteller und ausübender Arzt, besonders aber als Nervenpathologe, sowie durch den aufopfernden Feuereifer, womit er während des letzten Krieges und nach demselben die Pflege verwundeter nord- und süddeutscher Soldaten im Wildbad leitete, einen nationalen Ruf und eine Fluth von Ehrenzeichen erworben hat.

Seit Jahrhunderten ist dieses Bad auch von Dichtern gefeiert worden, namentlich aber in unserem Jahrhundert von drei der berühmtesten schwäbischen Dichter.

Wer kennt nicht Ludwig Uhland's prächtigen „Ueberfall im Wildbad"? Und im Wesentlichen ist die herrliche Romanze auch geschichtlich wahr. Denn Eberhard der Rauschebart wurde wirklich im Wildbad, als er hier mit seinem Sohne Ulrich und dessen Frau und Kind seiner Gesundheit pflog, von den Grafen von Eberstein, dem Wolf von Wunnenstein und anderen Adeligen überfallen; nur der Warnung und Hülfeleistung durch einen treuen Bauer hatte er es zu verdanken, daß er bei Nacht über den steilen Gebirgsrücken in die drei Stunden entfernte Burg Zavelstein entkam. Das war vor fünfhundertundzweiundzwanzig Jahren. Mit jenem Ereigniß und dem damit verknüpften Brande trat Wildbad in die Geschichte des Schwabenlandes ein.

Der schwäbische Dichter Justinus Kerner, welcher in seiner Jugend Badearzt im Wildbad war, muthet den Badegästen einen wahrhaft kindlichen Glauben an des Badewassers heilende Bestandtheile — kohlensaure Magnesia, kohlensaures und schwefelsaures Natron, kohlensaures Eisenoxydul, Chlornatrium, Kieselsäure, schwefelsaures Kali — zu; denn er singt in seinem schönen Wildbad-Liede:

Der Wasser gute Geister singen
Hier aus krystall'nen Tiefen laut:
„Bald werden Dem wir Heilung bringen,
Der liebend unsrer Kraft vertraut."
Ja, Kranker! wie ein Kind an's Herze
Der Mutter sich vertrauend legt,
Lieg in den Born mit deinem Schmerze,
Von Lieb' und Hoffnung still bewegt.
Wie Lenzeshauch wird's dich durchbeben;
Frag nicht, wie diese Kraft man heißt;
Du kehrst, ein neuer Mensch in's Leben,
Und sprichst: Das that des Wildbads Geist.

Ein anderer ausgezeichneter schwäbischer Dichter, der berühmte Schartenmaier-Vischer, suchte in seinen alten Tagen im Wildbad Heilung, und zwar von den grimmigen Schmerzen der Ischias, des Hüftwehs. Hier in den wunderschönen Parkanlagen am Felsenbette der Enz schuf er mit dem Humor der Verzweiflung sein „Heldengedicht Ischias", worin er dieses Uebel und einige verwandte Krankheiten so besingt:

Der ewigen Stube zu entflieh'n,
Schlepp' ich mich nach dem Parke hin,
Nach rechts auf meinen Stab gestemmt;
Denn, ach! im linken Beine klemmt

Und zwickt und zerrt und zuckt und blitzt,
Gräbt wie mit Messern scharfgespitzt,
Multiplizirtem Zahnweh gleich,
Der Dämon aus dem Höllenreich.

— — — — — — — — — —

Wenn in das Kreuz uns blitzet
Der wilde Hexenschuß,
In die Gelenke sitzet
Der gichtisch böse Fluß,
Wenn sich die Ischiadik
In unsre Hüfte schleicht
Und keiner Diplomatik
Der armen Heilkunst weicht,
Wenn also uns durchmürbet
Des grimmen Leidens Bolz,
Wie schwindet da und stirbet
Des Menschen spröder Stolz!

Anschaulich beschreibt derselbe Dichter den Anblick, der sich uns täglich in diesen Anlagen bietet:

Und sie kommen in Schwärmen herangerumpelt,
In Kinderwägen, an Krücken gehumpelt.

Kinderwägen sind die Fuhrwerke, von denen Vischer spricht, freilich nicht. Vielmehr hat in einem solchen Wagen, der hinten auf einem kleinen Rade und vorne auf zwei großen Rädern läuft, ein recht stattlicher Mann oder eine recht ansehnliche Frau Platz. Man sieht hier eine Menge derartiger Wägen mit ganz oder theilweise gelähmten Männern und Frauen herumfahren. Für die Beine ist in einem solchen Fahrstuhl eine besondere mehr oder minder lange Lade angebracht, welche höher und niederer geschraubt werden kann. Auf ebenem Boden schiebt ein Dienstmann von hinten den Wagen; auf eine Fahrt in die nahen Berge und Schluchten muß der Leidende zwei Wagenschieber mitnehmen; beim Bergabfahren wird das hintere Rad durch eine höchst einfache Bremse gehemmt.

Trotz der vielen Körperleiden herrscht unter den Badegästen, die in den letzten Tagen ankamen, eine ziemlich heitere Stimmung. Sowohl Gichtleidende und die Männer mit dem Zipperlein, als auch Leute mit gestörten Nerven, mit Blasenbeschwerden und anderen Gebrechen verspüren oder erhoffen nämlich baldige Besserung, und in der herrlichen Tannenwaldluft, die selbst in die Fenster ihrer Wohnungen einströmt, verbessert sich ihr Zustand überhaupt.

An Amerikanern der verschiedensten Abstammung fehlt es hier nicht. Den Deutsch-Amerikanern hat sich in den letzten Tagen der berühmte Redner, Rabbi Dr. Hirsch von Chicago, beigesellt.

Sogar der gewaltige, grau- und langbärtige Wildbader Bademarschall Bölz, welcher in grüner Uniform mit silbernen Aufschlägen, in prächtiger Schärpe mit Schwert, einen Dreimaster auf dem Kopf, einen riesigen Stock in der Hand, bei den täglichen Conzerten der königlichen Curkapelle in den Anlagen die Ordnung aufrecht erhält, beansprucht ein Deutsch-Amerikaner zu sein; er hat im einundsiebzigsten Freiwilligen-Regiment von New York einst tüchtig gegen die Rebellen gefochten, wurde in der siebentägigen unglücklichen Schlacht McClellan's vor Richmond in den Oberschenkel geschossen, und muß daher bei üblem Wetter noch immer ein wenig hinken, oder knappen, wie der Schwabe sagt.

Eine freundliche amerikanische Erinnerung bot sich mir vor Kurzem hier in der Person des Sängers Anton Schott. Bereits in Stuttgart hatte ich mit Vergnügen vernommen, daß dieser berühmte Künstler, statt nach Komödiantenart Amerika, nachdem man es künstlerisch ausgebeutet hat, schlecht zu machen, auch in deutschländischen Kreisen mit Herzenswärme von dem vielen Großen in Amerika und von den dortigen Deutschen spricht. Seine neueste Triumphreise als Liedersänger führte ihn auf einen Abend auch nach Wildbad. Die ungekünstelte Herzlichkeit, womit er mir auch hier begegnete und womit er vor verschiedenen Zeugen Amerika und sein Deutschthum pries, war in diesem Lande der Gleichgültigkeit gegen Amerika doppelt wohlthuend. Und wie herrlich und bezaubernd hat er die schönen Lieder von Schubert und Schumann gesungen! Kurz vor unserer Hierherkunft hatten wir in München in einer glänzenden Opern-Vorstellung im königlichen Hof- und National-Theater den berühmten dortigen Tenoristen Vogl als „Tannhäuser" gesehen und gehört. Seine Stimme kam mir merkwürdig hart vor. Ein Herr von München klärte mich darüber mit den Worten auf: der Vogl hat sich halt durch das viele Singen in Wagner-Opern die Stimme verrenkt. Dagegen klingt die Stimme Schott's, der in den letzten zwei Jahren sich beinahe ganz dem Berufe des Liedersängers gewidmet hat, ebenso weich und schmelzend, wie reich und kraftvoll.

Trotz der Genüsse, welche dem hiesigen Badegast durch ein

Lesekabinet mit vielen Zeitschriften, durch zureisende Künstler, durch ein vortreffliches Theater und eine gute Kapelle, sowie durch geschmackvolle Badegebäude und Anlagen und durch eine schöne, von dem rauschenden Bergstrome Enz belebte Gebirgsgegend geboten sind, ist Wildbad doch durchaus kein Vergnügungsbad. Vielmehr erblickt man hier auf Schritt und Tritt den grimmigen Ernst des Lebens mit seinen bitteren Leiden, wenn auch niemals in einer den körperlichen oder sittlichen Ekel erregenden Weise.

Einen wohlthuenden Eindruck machen die edlen Anstalten, durch welche die Heilkraft des Wildbads auch den gänzlich Unbemittelten zugänglich wird. Schon der edle Herzog Christoph errichtete hier vor mehr als dreihundert Jahren eine solche Anstalt. Sie ging später in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zu Grunde. Doch seit Jahren erhebt sich hier der schöne und großartige Bau des Katharinenstifts, in welchem eine große Anzahl von würdigen Armen aus Württemberg unentgeltlich Unterkunft, Verpflegung und Bäder erhält. Bei einer genauen Besichtigung der Anstalt bewunderten wir die zweckmäßige Einrichtung und peinliche Reinlichkeit der prächtig hohen und luftigen Krankenräume. In Folge der gründlichen und gewissenhaften Behandlung durch den im Eingang erwähnten Oberarzt Renz und den ebenso tüchtigen Hausarzt Dr. Wächter, herrscht selbst unter den schwer Kranken eine hoffnungsvolle Stimmung; und in einer Beziehung haben es die ihrer Gliedmaßen nicht mächtigen unter den Bewohnern dieser Anstalt sogar besser, als ihre bemittelteren Leidensgenossen; sie werden nämlich in einem bequemen Aufzug oder „Lift“, wie man es in Schwaben nennt, aus ihrem Stockwerk durch Wasserkraft in die Bäder hinuntergelassen. Die Kosten des Katharinenstifts werden vom württembergischen Staate und aus Stiftungen bestritten.

Einen ergreifenden Eindruck machte auf uns die Besichtigung einer zweiten hiesigen Wohlthätigkeitsanstalt, der Herrnhülfe, welche die Heilquellen armen Kindern erschließt.

Ein edler schwäbischer Arzt und Menschenfreund, der vor sechs Jahren gestorbene Dr. August Hermann Werner in Ludwigsburg, faßte schon vor langer Zeit den Gedanken, daß für arme Kinder, welche durch eine Badekur geheilt werden könnten, ebenso gesorgt werden müsse, wie sein edler Namensbruder Gustav Werner in Reutlingen für verwahrloste Kinder sorgte. Mit

Hülfe guter Menschen gelang es ihm vor fünfunddreißig Jahren, die erste derartige Anstalt in Süddeutschland in's Leben zu rufen, die schon erwähnte Wildbader Herrnhülfe. Später wurde durch ihn eine ähnliche, ebenfalls immer mehr emporblühende Anstalt beim württembergischen Soolbad Jagstfeld gegründet. Auch mit mehreren andern Bädern in Süd- und Norddeutschland sind jetzt solche Kinderhäuser verbunden.

Die Wildbader Anstalt befindet sich in einem geräumigen Hause am nördlichen Ende der Stadt. Unter Aufsicht einer erfahrenen und liebevollen Vorsteherin werden dort gelähmte und gichtische Kinder, vom fünf Vierteljahre alten Würmchen bis zur sechszehnjährigen Jungfrau und dem fünfzehnjährigen Knaben, auf's Treueste gepflegt; große, bequeme Wägen bringen diese Kranken nach ihren Bädern; auch durch Elektrizität wird ihnen geholfen. Die Kinder unbemittelter Eltern werden unentgeltlich aufgenommen. Bemittelte Eltern, auch aus benachbarten Staaten, bezahlen ein Kost- und Pflegegeld und rühmen es, wie gut für die Kranken in leiblicher und geistiger Hinsicht gesorgt wird. Diejenigen Kinder, welche nach vollendeter Badekur noch mehr Pflege nöthig haben, werden unter sorgsamer Begleitung von Wärtern nach der ebenfalls von Dr. August Hermann Werner errichteten ausgezeichneten Kinderheilanstalt in Ludwigsburg gebracht. Mit der Wildbader Herrnhülfe ist ein schöner Garten voll Waldesluft verknüpft. Und während wir in einigen der hübschen Schlafzimmer schwer kranke Kinder und Kindchen fanden, sahen wir im Garten eine Schaar genesender Mädchen und Knaben sich fröhlich tummeln.

Riesiges Holzgeschäft und unversehrte Prachtwälder.

Wildbad, 21. Juli 1889.

Seit vielen Jahrhunderten, besonders aber seit dem dreißigjährigen Kriege, liefert das Enzthal, in welchem Wildbad liegt, aus den Tannenwäldern seiner Berge eine Menge Holz zu allen möglichen Zwecken. Und jetzt befindet sich in dem zwei Stunden von hier weiter unten an der Enz gelegenen Rothenbach und in dem daran grenzenden hübschen Dorfe Höfen

das großartigste aller süddeutschen Holzschneidewerke. Dazu kommt im Enzthale eine Menge anderer, zum Theil ebenfalls bedeutender Holzgeschäfte, Sägemühlen und dergleichen.

Dieser Tage besuchten wir das riesige Geschäft in Rothenbach, und eine Illinois-Staatszeitungs-Karte verschaffte uns alsbald die Erlaubniß, unter fachmännischer Führung alle Theile der Fabrikanlagen zu besichtigen. Ein Mitglied dieser großen Holzhandelsfirma, Herr Krauth, gehört einer Familie an, welche schon seit anderthalb Jahrhunderten sich an Holzgeschäften im Enzthale betheiligt, und ein anderes Mitglied, Herr Commerell, gilt für einen der gewandtesten Großindustriellen Deutschlands.

Die Werke in Rothenbach nebst den hübschen Häusern für die dortigen Hauptangestellten bilden eine Ortschaft für sich. Die Triebkraft liefert ihnen der schöne Enzfluß selbst, welcher nicht nur die Granitfelsen des Schwarzwaldes durchbrechen, nicht nur schon in seinem oberen Laufe große Flöße und andere Holzmassen tragen, sondern auch die Kraft zur Zerschneidung und Verarbeitung dieser Hölzer abgeben und neben riesigen Holzmühlen auch eine Menge kleinerer Säge- und Mahlmühlen, sowie Papiermühlen und andere Fabriken treiben muß. Die Werke in Höfen und Rothenbach besitzen übrigens neben ihren durch gewaltige Turbinen nutzbar gemachten Wasserkräften auch mächtige Dampfmaschinen für den Fall von Wassermangel.

Ein ungeheures Gesumme, Gesurre und Geknirsche einer Menge von Säge- und Schneide-Maschinen empfängt den Besucher Rothenbachs, schon ehe er die großartigen backsteinernen und hölzernen Fabrikräume betritt. Tannen werden hier nicht nur zu Holländern, d. h. zu Schiffsmasten, welche großentheils nach Holland gehen, sondern zu den allerverschiedenartigsten großen und kleinen Dingen, beinahe bis hinunter zum Zahnstocher, verarbeitet. Das Enzthal und seine Seitenthäler reichen trotz ihrer großen Tannenwälder nicht hin, um für Rothenbach den nöthigen Vorrath von Kiefern, Weißtannen und Rothtannen zu liefern. Auch aus anderen Theilen des württembergischen Schwarzwaldes und sogar aus Oberbaiern muß solches Holz, zum Theil mittelst der Eisenbahn bezogen werden. Rothenbach bearbeitet zugleich eine Menge von Eichen und Buchen, die es beinahe alle aus dem Elsaß kommen läßt.

Aus den großen und kleinen, groben und feinen Maschinen Rothenbachs und den ihnen helfenden Menschenhänden gehen hervor: Große Bauhölzer, Bretter, Dielen, Hölzer für Eisenbahnwägen, Faßdauben, kleinere hölzerne Schnittwaaren, zum Beispiel Kistenbretter, und Alles so sorgfältig hergerichtet, daß es sogleich zu ganzen Kisten u. s. w. zusammengefügt werden kann; ferner allerlei große und kleinere Zimmerarbeiten für Gebäude. Als vor einigen Jahren ein neuer Krieg drohte, verfertigten die Rothenbacher Werke in kürzester Zeit für das deutsche Heer eine Masse von Baracken, so daß das Enzthal eine Zeit lang einem großen Barackenlager glich. Auch gröbere und feinere Bauschreinerarbeiten werden geliefert für weltliche und geistliche Zwecke, für letztere namentlich auch Theile von Kirchenstühlen. Obige und ähnliche Dinge werden aus verschiedenen Holzarten geschaffen.

Förmlich auf das Gebiet des Kunsthandwerkes gehen die Rothenbacher Leistungen über in der Zusammensetzung von Parquetböden aus Eichenholz und auch aus Buchenholz. Wie ich aus dem Munde neidloser Concurrenten hörte, steht Rothenbach in der Anfertigung von solchen Parqueten, sowohl betreffs der Menge als bezüglich der Beschaffenheit unerreicht in Deutschland da.

In der That kann man schwerlich etwas Geschmackvolleres sehen, als die Rothenbacher Parquete mit ihren wunderhübschen Verzierungen aus eingelegten mittel- und südamerikanischen Zierhölzern wie Palisander, Amaranth, Mahagony, aus amerikanischem Nußbaum- und deutschem Ahornholze. Solche Sachverständige in Deutschland, welche das Wohnhaus in den Vereinigten Staaten ebenso gut kennen, wie das in Deutschland, geben zu, daß das erstere in seinem Bau und seiner inneren Einrichtung große Vorzüge vor dem deutschen hat, wundern sich aber sehr darüber, daß so praktische Leute wie die Amerikaner noch immer den Boden ihrer Zimmer mit den selbst bei großer Reinlichkeit so viel Staub und Krankheitsstoff aufnehmenden T e p p i c h e n belegen, statt den schönen und gesunden nackten P a r q u e t b o d e n einzuführen, welcher in Deutschland in besseren Häusern immer allgemeiner und bei großer Dauerhaftigkeit auch billiger wird. Die Rothenbacher Parquete haben denn auch einen großen Absatz durch ganz Deutschland, so daß die Nachfrage kaum befriedigt werden kann. Dagegen erstreckt sich der

Absatz der Rothenbacher Bauhölzer von Deutschland besonders nach Holland.

Sinnreich sind in Rothenbach auch die Anstalten zum Trocknen und zum Imprägniren. Die ganze Fabrik wird jetzt elektrisch beleuchtet. Zur Heizung dienen die Holzabfälle und etwas Steinkohlen. Ueberall sind zweckmäßige Schläuche und Maschinen zum Löschen vertheilt; sechzig auserlesene Männer aus den Arbeiterschaaren selbst sind auf's Beste als Feuerwehr eingeübt, und Nachts befindet sich ein Theil dieser Feuerwehr gegen Entschädigung auf Wache. So kommt es, daß trotz der großen Feuergefährlichkeit einzelner Räume niemals eine ernstlichere Feuersbrunst ausbrechen konnte und jeder Brand beinahe im Keime erstickt wurde.

Was nun die Lohnverhältnisse betrifft, so verdient der gewöhnliche Säger und Tischler durchschnittlich 4 Mark (96 Cents) im Tag und hat, wenn nicht ungewöhnlich böse Zeiten eintreten, das ganze Jahr hindurch ununterbrochene Beschäftigung. Von bloß achtstündiger Arbeit weiß man nichts; und die Arbeiter, stämmige Schwarzwälder aus den umliegenden Ortschaften, in welche sie sich jeden Abend zurückbegeben, schaffen tüchtig drauf los.

Nach deutschen Begriffen gut bezahlt sind in Rothenbach die sechs oder sieben Werkführer und kleineren Meister. Sie haben, gleich dem Verwalter und den Buchhaltern, an Ort und Stelle hübsche freie Wohnung nebst freiem Holz; und wenn die auf diese Art ersparte Miethe und Ausgabe für Holz in das Jahreseinkommen eines Werkführers eingerechnet wird, so beläuft es sich auf ungefähr zweitausendvierhundert Mark (576 Dollars).

Doch nun ein anderes Bild! Wenn das württembergische Enzthal mit seinen riesigen Holzgeschäften in Amerika läge, dann würden seine Berge nicht mit den herrlichsten Tannenwäldern bedeckt sein, sondern kahl und öde dastehen; statt eines munteren und fleißigen Bergstroms würde die Enz, außer bei Wolkenbrüchen, ein halb vertrockneter, elender Bach sein; und die blühenden Holzgeschäfte müßten nach einiger Zeit aus Mangel an Holz eingestellt werden. So würde es im Lande der rücksichtslos gierigen und unvernünftigen Wälderverwüstung gehen. Ganz anders in Deutschland mit seiner verständigen Forstwirthschaft, welche zwar noch nicht Reichssache ist, in der aber jeder Einzelstaat den anderen zu übertreffen sucht. Auch in

dieser Richtung ist die württembergische Verwaltung eine der besten.

Sie sorgt dafür, daß der Wald, welcher seine Schätze dem Menschen ausliefern muß, einen fortwährenden Ersatz dafür bekommt und daher niemals sein Dasein selbst einbüßt. Besonders sorgsam nimmt sie sich des Nadelwaldes an, weil er viel empfindlicher ist, als der Laubwald. Namentlich die Gefährdung durch Winde und Stürme ist für den Nadelwald weit größer in Folge der Kegelform so vieler seiner Bäume und der Flachheit seiner Wurzeln. Dagegen steht z. B. die Buche vermöge ihrer Gestalt und ihrer Wurzeln viel sicherer.

Schon aus obigen Gründen erstreckt sich die strenge Staatsaufsicht auf den Privatwald und den einer einzelnen Gemeinde gehörigen Wald so gut wie auf den Staatswald. Wehe dem Privatmanne und dem Gemeindevorsteher, wenn sie ohne Erlaubniß des Staates einen ihrer Wälder aushauen; und wenn sie nach erlangter Erlaubniß nicht für die alsbaldige Wiederaufforstung der ausgehauenen Stellen sorgen! Diese Strenge waltet besonders auch zu dem weisen Zwecke, die Zerstörung oder allzugroße Schwächung solcher Privat- und Gemeindewälder zu verhindern, welche durch ihre Lage oder Stellung als Schutzwand anderer Wälder gegen Wind und Sturm dienen. Das Großherzogthum Baden geht trotz der Selbstständigkeit, welche unter dem freisinnigen Großherzog Friedrich den Gemeinden eingeräumt ist, sogar noch weiter als Württemberg und zwingt jede Gemeinde, welche Wald besitzt, diesen ausschließlich vom Staate beförstern zu lassen.

Der Weißtannen- und Rothtannen-Wald im Enzthale sieht, obgleich er immer wieder einen großen Theil seines Bestandes an die Holzgeschäfte abgeben muß, stets ganz vollkommen aus, weil er unter geschickter Aufsicht mit Leichtigkeit durch Samenfall natürlich verjüngt wird. Dagegen erblickt man zuweilen an und auf Bergen größere scheinbar kahle Stellen. Aber wenn man sie genauer betrachtet, überzeugt man sich, daß sie keineswegs kahl, sondern mit kleinen Kiefern aus den Saatschulen bepflanzt sind. Der alte dortige Kiefernwald mußte kahlgeschlagen werden, weil auf seinem Boden der Samen nicht aufging. Daher wird ein solcher Wald als Ganzes mittelst der trefflich gehegten Saatschule erneuert.

Wie für die Aufforstung der Nadelwälder, so wird auch für

die der Laubwälder streng und gewissenhaft gesorgt. Soll aber eine Waldfläche gänzlich und für immer des Waldes entkleidet und dem Feldbau dienstbar gemacht werden, so darf dies nur mit Genehmigung des Staates, nach reiflicher Prüfung durch die Forstbehörde, geschehen. In obigem Geiste werden natürlich auch die Staatswaldungen bewirthschaftet und zugleich gegen jede Plünderung geschützt.

Doch das strenge Forstwesen kann auch liebevoll sein; denn es sorgt auch reichlich für — Weihnachtsbäume. Man zeigte uns hier im Enzthale zwischen den großen Waldabtheilungen und ihren Waldriesen schmale Trennungsflächen mit schönen Tannenbäumchen, welche um die Weihnachtszeit als Christbäume gefällt und verkauft werden.

Auf diese Weise wird die Plünderung der Wälder für's Christkindchen gänzlich verhindert und unnöthig, und zugleich auf's Beste für den schönsten Weihnachtsschmuck gesorgt. Es versteht sich von selbst, daß auch die Christbaumpflanzungen auf's Verständigste immer wieder verjüngt werden.

Dem Regierungsforstwesen ist es zu danken, daß die Laubwälder des Schönbuchs und der Alb ebenso schön sind, wie die Tannenwälder des Schwarzwalds.

Die württembergischen Forstleute erhalten eine vortreffliche Ausbildung auf der Forstakademie, welche früher mit der weltberühmten Ackerbauakademie zu Hohenheim verknüpft war, aber vor einigen Jahren von dieser getrennt und nach Tübingen verlegt wurde, wo sie jetzt einen ansehnlichen Bestandtheil der Universität bildet. Unter den Beamten sind die Forstbeamten, bis hinauf zu den Oberforsträthen, wohl die liebenswürdigsten; sie haben etwas so Biederes und Mannhaftes an sich; und auch die, welche den größeren Theil ihrer Zeit in den Amtsstuben verbringen müssen, streifen ihre wohlthuende Waldesfrische nicht ganz ab. Ihnen und den von ihnen vollstreckten Gesetzen ist es zu danken, daß neben riesigem Holzgeschäfte unversehrte Prachtwälder stehen. Wie viel könnte Amerika von ihnen lernen!

In's zurückeroberte Land. — Straßburgs Münster und sein Ulmer Gehäuse.

Straßburg, im Rebstock, 28. Juli 1889.

Was für widerstreitende und erschütternde Gefühle! Erst sah ich Rastatts düstere Wälle und vergegenwärtigte mir das Schreckliche, was vor vierzig Jahren dort geschah: die standrechtliche Aburtheilung und Hinrichtung Tiedemann's und seiner tapferen Kampfgenossen, welche mit ihm als Blutzeugen der Einheit und Freiheit Deutschlands gestorben sind. Wenige Stunden später stand ich im wunderschönen Baden-Baden auf der Anhöhe beim Sommerschlosse des braven badischen Großherzogs, und in den Strahlen der Abendsonne leuchteten mir die Berge des Wasgaus entgegen. Da durfte ich mir sagen: Derselbe Wilhelm von Hohenzollern*), welcher vor vierzig Jahren die erbarmungslose Vollstreckung der Bluturtheile in Rastatt, Mannheim und Freiburg veranlaßte, hat einundzwanzig Jahre darauf durch seine heldenmüthige Entschlossenheit, durch seine weise Auswahl der rechten Männer und durch die kraft- und taktvolle Unterstützung, die er ihnen angedeihen ließ, nebst dem Heldenmuthe der deutschen Krieger und der Feldherrnkunst ihrer Generale das Meiste dazu beigetragen, daß das schöne Land dort drüben bei den Wasgaubergen dem wälschen Erbfeinde und Länderräuber endlich entrissen und einem neuen ruhm- und machtvoll aufgerichteten Deutschen Reiche einverleibt worden ist. Eine großartige Sühne, vor welcher jeder alte Schmerz und Groll verschwindet, um dem freudigen Stolze auf das wiedererstandene deutsche Vaterland Platz zu machen.

Wie stieg dieses Gefühl, als wir am nächsten Tage hoch oben auf den Zinnen der mächtigen Trümmer des vor zweihundert Jahren von den Franzosen zerstörten alten Schlosses Hohen-Baden weit über den Vater Rhein hinaus die Fluren des Elsaßes sich dehnen sahen, und als von dem ungeheuern Schießplatze in Schirrheim bei Hagenau im Elsaß weithin

---

*) Vor wenigen Jahren hat sich Kaiser Wilhelm der Erste bescheiden als Wilhelm von Hohenzollern in das von seiner Tochter, der edlen Großherzogin Luise von Baden, gestiftete Fremdenbuch der Nonnen in dem über sechshundert Jahre alten Cisterzienserinnen-Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden eingeschrieben.

über Berge und Thäler aus einer Menge von Feuerschlünden der dort zu ihren Feuerübungen versammelten süd-deutschen Artillerie der Donnerruf erdröhnte: Deutschlands Heeresmacht aus Süden wie aus Norden kann und wird das ruhmvoll Zurückeroberte ebenso ruhmvoll behaupten.

Seither haben wir von der Plattform des Straßburger-Münsters die Reichslande bis nach Lothringen hinein überblickt. Wir haben Alt- und Neustraßburg durchwandert. Als ich vor mehr als vierzig Jahren diese Stadt sah, war sie nichts weniger als schön; heute ist selbst der alte reichsstädtische Theil hell und sauber. Der unter der deutschen Herrschaft gebaute neue Theil mit seinen prächtigen Universitätsgebäuden, mit dem eben vollendeten Kaiserschlosse und anderen ebenso schönen öffentlichen und Privatgebäuden hat kaum seines Gleichen in Deutschland; und jetzt wird er noch schöner; denn vom Kaiserschlosse nach dem Hauptgebäude der Universität wird gegenwärtig, ebenfalls vom Reich, eine Prachtstraße mit einer „Monumentalbrücke" über den stattlichen Jll-Fluß gebaut. Die ungeheuern, in weitem Umkreise sich um die Stadt und weit über den Rhein hinüber erstreckenden Festungswerke haben wir unter kundiger Führung besehen. Ich wunderte mich, daß man sich diesen furchtbaren Erdwerken und ihren aufgepflanzten Geschützen, sowie ihren zahlreichen wohlgefüllten Artilleriekasernen und Vorrathshäusern ganz unmittelbar nähern darf.

So schön und groß aber Straßburg auch in Folge dieser riesigen Festungs-Erweiterung, welche ihm Licht, Luft und Raum geschaffen hat, geworden ist, sein Schönstes und Herrlichstes ist und bleibt doch sein alter Münsterbau. Da steht es vor mir in der ganzen Pracht seiner mächtigen Façade, das Straßburger Münster, nach langjähriger Schändung durch die Wälschen wieder deutsch, wie sein Meister, Erwin von Steinbach, es sich einst gedacht hatte. Da erhebt sich mit wunderbarer Kühnheit sein Nordthurm und dessen schlankes Hauptgeschoß mit den luftigen acht Pfeilern und der von ihnen umschlossenen schlanken Bogenhalle. Da wölbt sich in üppigster und zierlichster Entfaltung seine riesige Fensterrose, dieses pracht- und kunstvollste aller vorhandenen Radfenster! Das Innere der Kirche ist so vollendet wie das der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg.

Im nahen ebenso alten Frauen- oder Stiftshause sahen wir die vielen großen und kleinen steinernen Theile, welche vor

neunzehn Jahren bei der Beschießung Straßburgs durch den deutschen Feldherrn Werder, trotz aller Vorsicht, von deutschen Bomben und Granaten zertrümmert wurden. Sie sind längst auf Reichskosten durch ebenso schöne neue Theile ersetzt. Deutschland zeigte sich auch in dieser Hinsicht weit rücksichtsvoller gegen Straßburg als die Franzosen, denn diesen fiel es niemals ein, die rohen Verheerungen, welche vor sechsundneunzig Jahren von Schreckensmännern der französischen Revolution im Straßburger Münster angerichtet wurden, wieder gut zu machen.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum das deutsche Reich nicht auch gleich den vor Jahrhunderten unvollendet gebliebenen Südthurm dieses Münsters ausgebaut habe. Doch hierzu war das Reich um so weniger verpflichtet, als das Straßburger Münster selbst ein großes Vermögen besitzt. Der Grund, warum es nicht einen Theil seiner Mittel zu diesem Ausbau verwendet, liegt in der durch Fachmänner ermittelten Thatsache, daß das Fundament des Südthurmes im Laufe der Jahrhunderte zu schwach geworden ist, als daß es die ungeheure Last eines vollendeten Thurmes tragen könnte.

Es sei mir vergönnt, in diesem Zusammenhange der kürzlich mit Begeisterung von uns geschauten Vollendung eines anderen deutschen Münsters zu gedenken. Vor fünfhundertundzwölf Jahren legte die damals so mächtige und reiche deutsche Reichsstadt Ulm den Grund zu ihrem Münster, dessen Hauptthurm nach dem Vorhaben jener stolzen schwäbischen Reichsstädter wie ein Gehäuse über den hundert Jahre vorher gebauten Straßburger Münsterthurm sein sollte. Eine der tüchtigsten mittelalterlichen Bauhütten voll kunstgeübter Steinmetzen war in Ulm bereits vorhanden. So kam es, daß der Hochbau des Chors in verhältnißmäßig wenigen Jahren vollendet und dem Gottesdienste übergeben werden konnte. Aber nur langsam schritt der Gesammtbau fort. Erst im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das Schiff vollendet und der gewaltige Hauptthurm bis zu einer gewissen Höhe geführt. Dann aber trat eine mehr als dreihundertjährige Stockung des ganzen Bauwesens ein. Immerhin war das Ulmer Münster noch im Mittelalter zu seinem ungeheuren inneren Umfange, der mehr als achtundzwanzigtausend Menschen faßt, herangewachsen und stand mehrere Jahrhunderte als der größte Bau Deutschlands da. Hingegen war der jetzt noch etwas umfangreichere Kölner Dom

Jahrhunderte lang bis vor siebenundvierzig Jahren, wo endlich mit seinem Weiterbau begonnen wurde, kaum zum dritten Theile vollendet. Immerhin blieb auch das Ulmer Münster mehrere Jahrhunderte ein Stückwerk. Der Hauptthurm war nur in seinen unteren Theilen fertig; die beiden ebenfalls zu dem Bauplane des mittelalterlichen Baumeisters Böblinger gehörigen Seitenthürme fehlten beinahe noch ganz.

Aber vor vierzig Jahren erwachte auch der Drang nach Vollendung des Ulmer Münsters und zwar durch Privatmittel. Nach und nach gelang es kunstbegeisterten und vaterlandsliebenden Männern unter Führung des Ulmer Professors Haßler einen Theil des schwäbischen Volkes für das Werk zu erwärmen. Wie für Köln, so wurde dann für Ulm ein Theil der Baumittel im Wege einer Lotterie beschafft. In der Person der aufeinander folgenden neuen Münsterbaumeister Thrän, Schen und Beyer wurden Männer gewonnen, die im erhabenen Geiste der großen mittelalterlichen Baumeister Ulrich von Ensingen und Mathäus Böblinger weiterarbeiteten. Ein ausgezeichneter schwäbischer Schriftsteller und Geschichtsforscher, Dr. Friedrich Pressel, früher Professor in Ulm, jetzt Gymnasialdirektor in Heilbronn, verstand es, durch seine trefflichen Schriften über die Geschichte Ulms, seines Münsters und anderer Reichsstädte, den Gebildeten der ganzen Nation Theilnahme für das Werk einzuflößen. Und jetzt steht auch das Ulmer Münster äußerlich vollendet da. Es hat zwei herrliche Seiten- oder Chorthürme, die ihm früher beinahe ganz fehlten; und in einigen Monaten wird der Ausbau seines Hauptthurmes festlich begangen werden.

Dieser Thurm ist nunmehr das höchste gothische Bauwerk und in seiner himmelwärts strebenden stilgerechten Kraft und filigranartigen Zierlichkeit unübertroffen. Er ist noch beträchtlich höher als die schon vor ihm vollendeten Kölner Thürme. Und in Bezug auf die lichte Breite der Mittelschiffe kann sich keine deutsche Kirche mit dem Ulmer Münster messen. Die ebenfalls erst durch den Weiterbau vollendeten Strebewerke seines Langhauses sind die kühnsten unter allen vorhandenen. Gleichzeitig mit dem Ausbau wurde der alte Bau verbessert und vor Verfall geschützt. Die alten Dachbauten sind zweckmäßig erneuert und in dem nicht selten schalkhaften Geiste der alten Meister mit Wasserspeiern versehen. Davon ein Beispiel. Ein in der Nähe des Münsters im eigenen alten Hause wohnen-

der Ulmer Aristokrat hatte durch sein hochnäsiges Gebahren einen der oben erwähnten neuen Münsterbaumeister häufig schwer geärgert. Dafür hat nun der Baumeister auf dem Münsterdache, gerade den Fenstern des Hochmüthigen gegenüber, als Wasserspeier neben anderem Gethier einen mächtigen Vogel Strauß angebracht, welcher die Verlängerung des Rückgrats dem ohnmächtig Zürnenden, so oft er an's Fenster tritt, in's Gesicht streckt und ihm daraus bei Regenwetter Wasser zuspeit.

Während die Vollendung des Kölner Doms und die Ausbesserung des Straßburger Münsters der katholischen Kirche zu Gute kommt, ist das Ulmer Münster unter den herrlichen gothischen Riesenkirchen Deutschlands die einzige, welche ausschließlich den Protestanten gehört. Letztere sind zur Ermöglichung der Vollendung und Ausschmückung der erhabenen inneren Theile dieses Münsters aber auch deshalb verpflichtet, weil kurz nach dem Beginne der deutschen Reformation tolle protestantische Bilderstürmer auch den herrlichen Bilder- und Bildwerk-Schmuck des Ulmer Münsters als „heidnisch und götzendienerisch" verwüsteten, bis Luther bei seiner unerwarteten Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg diesem Treiben der Fanatiker mit der ganzen Kraft seines Wesens entgegentrat.

Ich schreibe diesen Brief im Straßburger Gasthofe zum Rebstock. In einem der Zimmer dieses Hauses hat einst eine Zeit lang Goethe als Straßburger Student gewohnt. Doch am bekanntesten wurde der Rebstock in den Bewegungs- und Sturmjahren von 1848 und 1849. Denn er war damals Zufluchtsstätte und Hauptquartier deutscher politischer Flüchtlinge. In einem seiner Zimmer glaubte ich noch deutlich die Flüche und Verwünschungen zu hören, welche Friedrich Hecker gerade vor vierzig Jahren darin ausstieß. Auf den Ruf der badischen revolutionären Landes-Versammlung war er damals von seiner jungen Farm in Süd-Illinois über's Meer geeilt, um an die Spitze der badischen Revolution zu treten. Weil es aber noch keinen elektrischen Telegraphen gab, erfuhr Hecker erst bei seiner Ankunft im Rebstock, daß auch die letzte der deutschen Freiheitsbewegungen niedergeschmettert sei und daß ihm nichts übrig bleibe, als unverrichteter Sache auf sein amerikanisches Bauerngut zurückzukehren.

Der Rebstock ist auch heute noch in den Händen biederer Elsäßer.

Unter Elsäßern. — Deutschländische Arbeiter-Versicherungen und Dienstmädchen.

Im badischen Schwarzwald, 3. August 1889.

Vom Elsaß aus besuchten wir noch viele der schönsten Punkte des badischen Schwarzwaldes, darunter Freiburg und das Höllenthal mit seiner kühnen Eisenbahn und wir erstiegen einen der Bergnachbarn des Feldberg, den Hochfirst, an dessen Fuß, schon hoch oben im Gebirge, der schöne, aber tieferunste Titisee liegt. Nach meinem unmaßgeblichen Geschmacke ist der badische Schwarzwald mit seinen theils großartigen, theils anmuthigen Bergen, seinen prachtvollen Wäldern, seinen munteren Flüssen und Bächen und seiner liebenswürdigen ächt deutschen Bevölkerung, besonders wenn man dabei die sinnigen, poesiereichen Natur- und Menschenbilder seines unübertroffenen Dialekt-Dichters Hebel im Gedächtniß trägt, noch schöner als die zum Theil so starre Schweiz.

Doch ich bin den Lesern noch einen Bericht über meine Beobachtungen unter den Elsäßern schuldig. Zu Straßburg hörten wir auf den Straßen und im Gasthofe weniger Französisch als in Baden-Baden. Die fanatischeren Franzosenfreunde sind eben gänzlich hinausgemaßregelt. Es ist jedoch für den Fremden sehr schwierig, sich aus dem Munde der Einwohner selbst einen richtigen Begriff von ihrer Stimmung und Gesinnung zu verschaffen; denn sie sind äußerst zurückhaltend, da sie, wie mir einer von ihnen sagte, durch den Preußen gelernt hätten, das Maul zu halten. Aber gegen den ihnen so nahe verwandten Süddeutschen, zumal wenn er in Amerika zu Hause ist, werden sie doch bald zutraulicher. Am peinlichsten berührte es mich, daß sie immer nur den Preußen und fast niemals das deutsche Reich erwähnen. Deutsch-national sind sie noch in keiner Weise gesinnt. Zugleich flößt ihnen jedoch der Gedanke an einen neuen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ein tiefes Grauen ein; denn sie befürchten, daß das Elsaß dann noch schwerer leiden würde, als das vorige Mal, und besonders die Schreckenstage der Belagerung und Beschießung Straßburgs vor neunzehn Jahren sind für sie eine furchtbare und stets gegenwärtige Warnung. Auf die Frage, warum dennoch ein so großer Theil der Wahlen in den Reichslanden in gänzlich reichsfeindlichem und

franzosenfreundlichen Sinne ausfalle, erhielt ich gewöhnlich die Antwort: O, die meisten von uns kümmern sich nicht mehr um Politik; der Mehrheit unseres Volkes ist es gleichgültig, wer gewählt wird; wir haben genug mit unseren Geschäften zu thun.

Ohne Widerstreben wird von Jedem, den man befragt, zugegeben, daß das Reich, oder, wie sie sagen, der Preuße, sehr viel zu ihrer Entschädigung gethan, daß es das im Kriege Zerstörte auf seine Kosten bestens wiederhergestellt und z. B. aus der während der Belagerung in Grund und Boden geschossenen Straßburger Steinstraße später eine der schönsten Straßen der Stadt gemacht, überhaupt auf's Freigebigste zur Verschönerung Straßburgs und anderer Städte beigetragen habe.

Offen und bösartig tritt die Franzosenliebe im Elsaß nur noch an der französischen Grenze, besonders in der Gegend von Belfort, zu Tage. Straßburg dagegen ist im Allgemeinen jetzt eine ebenso angenehme als schöne Stadt. Die Bewohner benehmen sich freundlich und gefällig. In den Wirthshäusern herrscht viel weniger Bummelei, als in vielen deutschen Städten; und selbst die reicheren Frauen dieser wohlhabenden Handelsstadt zeichnen sich durch Einfachheit der Kleidung aus.

Ebenso gut wie in der Hauptstadt der Reichslande gefiel es uns in ihrer weiten ländlichen Umgebung. Was für schöne und reinliche Dörfer sahen wir da! Was für prächtige, mit Fleiß und Umsicht bestellte Felder; was für ein schönes Vieh! Durch ihre ausgezeichnete Landwirthschaft und Viehzucht sind diese Dörfer sehr wohlhabend. Wir hatten Gelegenheit, sie auch am Sonntag zu sehen. Katholische und protestantische Elsässer wetteifern miteinander, den Nachmittag und Abend der Sonntage vergnügt zu verbringen. Und nirgends machte sich auch nur die geringste Ausschreitung bemerkbar. Die elsässer Bauern, leider in halbstädtischer Tracht, unterhalten sich in der hübschen Dorfschänke bei einem Glase leichten elsässer Landweins oder guten Biers ruhig in ihrer deutschen Mundart, welche dem „Schwizer Dütsch" ähnlich, aber nicht so rauh ist und auch viele Anklänge an den durch Hebel's Gedichte mit Recht so berühmten sogenannten allemannischen Dialekt besitzt. Auch auf dem sonntägigen Tanzboden geht es ganz anständig zu.

Die größte Zierde des Elsasses sind seine Bauernmädchen und Bauernfrauen. Wer sie beobachtet, der wird sich sagen, daß ihre Zurückeroberung beinahe allein schon

das edle deutsche Blut werth ist, welches bei der Wiedererwerbung des Elsaßes floß. Diese Geschöpfe sind noch heute gerade so schön und anmuthig, wie sie der alternde Goethe in „Wahrheit und Dichtung" in der lebendigen Erinnerung an seine elsäßer Jugendliebe geschildert hat. Die schwarzseidene Flügelhaube nimmt sich auf dem schönen Kopfe einer solchen, hohen kräftigen und doch zierlichen, von einem blauen seidenen Rocke umhüllten Gestalt sehr hübsch aus, zumal wenn ihr eine am Hinterkopfe befestigte kleine Goldkappe als Grundlage dient. Liebliche, fein geschnittene Gesichtchen schauen aus braunen Augen unter den Hauben hervor. Am reizendsten sind die Mädchen, welche statt einer Jacke nur ein Mieder und schneeweiße Hemdsärmel tragen. Alle gehen züchtig, und ohne jede Spur bäuerischer Plumpheit einher. Das Dütsch von ihren frischen Lippen klingt allerliebst.

In einem der Dörfer war trotz des Sonntags eine „Messe", das heißt eine Art Jahrmarkt mit Verkaufsbuden, Schaukeln, Seiltänzern, Seelöwen u. s. w. Unter den um diese Merkwürdigkeiten versammelten Volksmassen herrschte Fröhlichkeit und der größte Anstand. Alle Häuser, sowie die Buden, und auch viele Wägen, prangten in Rothweiß, der Farbe des Elsaß. Aber vergeblich sah man sich nach einer deutschen Fahne um.

Wir trafen in diesen Dörfern viele deutsche Soldaten aus Straßburg. Aber kein einziges Bauernmädchen ging an einem Soldatenarme. Uebrigens hörten wir in Stadt und Land nur Gutes über das Betragen der vielen nord- und süddeutschen Krieger in Straßburg.

Was die Kriegspflicht der Elsäßer selbst betrifft, so werden die Rekruten von dort meistens in preußische Regimenter, fern von der Heimath, gesteckt. Die Landwehrpflichtigen Elsäßer dagegen bilden im Elsaß selbst besondere Landwehrregimenter, allerdings vorerst noch mit vielen nicht elsäßischen Offizieren. Daß sie alle ganz vortreffliche Soldaten werden, darüber herrscht nur eine Stimme. Unter ihnen ist auch verhältnißmäßig am meisten deutsche Gesinnung oder Stimmung.

In deutschen Fabriken und in württembergischen und badischen Familien hatte ich Gelegenheit, auch die Wirkungen der Sozialgesetze des Deutschen Reiches zu beobachten. Schon bei den im Contrakt ausgeführten Festungsbauarbeiten an der Bucht von Kiel erhielt ich

mancherlei Aufschlüsse darüber. Und derartige Arbeiten werden auch an Landfestungen, an solchen ersten Ranges wie Metz und an solchen zweiten Ranges wie Ulm beinahe ununterbrochen fortgesetzt, weil die unablässige Vervollkommnung der Sprengstoffe und Geschosse, die sich stets steigernde Wirkung durchschlagender Granaten, immer wieder Aenderungen, Verstärkungen und Erweiterungen der Befestigungen erheischt.

Am allergünstigsten für die verschiedenen Arten von Arbeitern ist die durch ein Reichsgesetz eingeführte Unfallsversicherung. Der Arbeiter braucht für diesen Zweck gar nichts einzuzahlen, sondern die Zahlungen für die Versicherungskasse hat der Arbeitsgeber zu leisten. Zu diesem Zwecke bilden die Arbeitsgeber Berufsgenossenschaften. Die Kosten der Unfallversicherung werden jährlich auf die Mitglieder einer solchen Genossenschaft umgelegt, unter Zugrundelegung der Zahl der Arbeiter, welche das einzelne Genossenschaftsmitglied beschäftigt.

Bei gänzlicher, durch einen Unfall während der Arbeitszeit herbeigeführter Erwerbslosigkeit bekommt der Arbeiter zwei Drittel seines bisherigen Jahresverdienstes, so lange er lebt. Bei theilweiser Erwerbslosigkeit eines bei der Arbeit beschädigten Arbeiters entscheidet nöthigen Falls ein Schiedsgericht, welchen Bruchtheil seines Jahresverdienstes er bekommen soll. Und besonders günstig für den Arbeiter ist auch die Bestimmung, daß der Kassenausschuß von einer Versammlung erwählt wird, in welcher die Arbeiter so gut vertreten sind wie die Arbeitsgeber. Falls ein verheiratheter Arbeiter in Folge des Unfalles stirbt, erhält die Wittwe an Begräbnißkosten den fünfzehnten Theil des Jahreseinkommens, dann zwanzig vom Hundert als jährliche Rente für jedes Kind bis zu dessen fünfzehntem Jahr; zwanzig vom Hundert bekommen auch die Eltern, wenn der Arbeiter, ihr umgekommener Sohn, sie ernährt hatte. Doch dürfen niemals mehr als sechzig Prozent des Jahreseinkommens des Verunglückten an die Hinterbliebenen ausbezahlt werden.

Im engen Zusammenhange mit der Unfallsversicherung steht die ebenfalls durch ein Reichsgesetz eingeführte Krankenpflege-Versicherung. Die Versicherungsgebühr soll einundeinhalbes vom Hundert des ortsüblichen Tagelohns nicht überschreiten. Zwei Drittel der Gebühr zahlt der Arbeiter, ein Drittel der Arbeitsgeber. In jedem Amtsbezirke befindet sich eine Krankenkasse, unter gewissenhafter obrigkeitlicher Aufsicht.

Nöthigenfalls wird der kranke Arbeiter dreizehn Wochen in einem guten Krankenhause verpflegt; ist er dann noch nicht gesund, so wird seine gute Verpflegung in seiner eigenen Wohnung dadurch gesichert, daß er den Arzt und die Apotheke frei hat und ein gewisses Krankengeld, nämlich etwa die Hälfte des Tagelohns, bekommt. Ist die Krankheit des Arbeiters durch einen Unfall herbeigeführt, so kommt ihm von der vierzehnten Woche an die Unfallsversicherung zu Hülfe.

Diese wohlthätigen Einrichtungen erstrecken sich auch auf Feldarbeiter und forstwirthschaftliche Arbeiter, auf Lehrlinge in Fabriken und Werkstätten so gut wie auf die erwachsenen Arbeiter, und auch auf diejenigen Betriebsbeamten, deren Einkommen zweitausend Mark nicht übersteigt, ebenso auf Gehülfen und Lehrlinge in Handelsgeschäften und Apotheken, und auf weibliche Arbeiter und Dienstboten ebenso wie auf männliche. Die Krankenkassen stehen im Allgemeinen ganz gut, obgleich aus ihnen außer den bereits erwähnten noch andere Auslagen, z. B. für Bruchbänder, für Brillen und andere Heil- und Erleichterungsmittel bestritten werden.

Wie die erst kürzlich durch ein Reichsgesetz eingeführte Alters- und Gebrechlichkeits-Versorgung wirken wird, muß sich erst noch zeigen. Die Ansätze sind dabei so niedrig, daß kein durch Alter oder Hinfälligkeit arbeitsunfähig gewordener Arbeiter davon leben kann. Das Unfalls- und das Kranken-Gesetz kommt etwa sieben Millionen Arbeitern zu Gute. Die jetzt in's Leben tretende Alters- und Gebrechlichkeits-Versorgung soll sich, wie man annimmt, auf ungefähr zehn Millionen erstrecken.

Im Allgemeinen darf gesagt werden, daß trotz der großen Vortheile, welche dem deutschländischen Arbeiter die oben besprochenen Reichsgesetze gewähren, der amerikanische Arbeiter vermöge seiner viel größeren Freiheit und vermöge seiner viel besseren Aussichten auf Selbstständigkeit, besonders aber auch durch höheren Lohn weit besser gestellt ist. Es giebt große Spinnereien in Deutschland, in denen selbst der fleißigste und geplagteste männliche Arbeiter nicht über eine Mark und vierzig Pfennige (34 Cts.) im Tag verdient. Handlanger sind sehr zufrieden, wenn sie für die allerhärteste Arbeit zwei bis drittehalb Mark den Tag bekommen. Wie elend bis jetzt die Bergleute und Grubenarbeiter bezahlt waren, hat sich bei den

Streiks in Rheinland, in Westfalen und Schlesien herausgestellt. Und viel besser ist es dort auch jetzt nicht. Geübte städtische Arbeiter vom Handwerk erhalten allerdings höhere Löhne; aber diese sind im Verhältniß zu amerikanischen dennoch niedrig.

Da auch die Dienstmädchen in Deutschland ihren Vortheil von den Sozialgesetzen des Reiches haben, so sei hier erwähnt, daß ein solches Mädchen selbst in bedeutenden Städten Deutschlands froh sein muß, wenn sie bei freier Wohnung und Kost, aber bei einer viel weniger rücksichtsvollen Behandlung als in Amerika, durchschnittlich hundertunddreißig bis hundertundfünfzig Mark im Jahr verdient. Und sie muß Gott danken, wenn ihre Dienstherrschaft ihre Beiträge für die vom Reichsgesetze eingeführte Krankenkasse ohne Lohnabzug für sie bezahlt. Ohne Uebertreibung läßt sich sagen, daß das amerikanische Dienstmädchen im Vergleich mit dem deutschländischen wahrhaft fürstlich gestellt ist.

Reutlingen und seine berühmten Söhne.

Reutlingen, 6. August 1889.

Schön und kräftig erhebt sich zu Füßen der schwäbischen Alb die alte schwäbische Reichsstadt Reutlingen, deren Bürger in ihrem derbbiederen Wesen mich vielfach an den alten Ur-Reutlinger, Gustav Heerbrandt in New York, erinnern. In der Nähe des Bahnhofes steht eine markige Gestalt in Erz mit einem stolzen Kopf und einem entschlossenen und geistvollen Gesicht. Es ist kein klassisches Kunstwerk, aber getreu stellt es Reutlingens größten Sohn dar — Friedrich List, den unsterblichen Vorkämpfer des Schutzzolles und der volkswirthschaftlichen und politischen Einigung und Größe des deutschen Vaterlandes.

Vor dreiundvierzig Jahren schoß sich der siebenundfünfzigjährige kraftvolle aber müdegehetzte Mann auf Kufstein in den Tyroler Alpen aus Verzweiflung über den schnöden Undank seines Volkes eine Kugel in's Herz. Aber heute, an seinem hundertsten Geburtstage, sind in seiner festlich ge-

schmückten Vaterstadt und um sein auf's Geschmackvollste geziertes Denkmal Tausende versammelt, um sein Andenken zu ehren.

Unter diesen seinen verspäteten Verehrern erblicken wir amtliche Vertreter derselben württembergischen Regierung, welche ihn einst wegen seiner gemäßigt freiheitlichen Richtung aus seiner Tübinger Professur, sowie aus einem knechtischen württembergischen Landtage vertrieb und ihn auf Hohenasberg gefangen setzte. Auch sehen wir heute an seinem Denkmale viele amtliche und nicht-amtliche Vertreter der deutschen Industriellen, die einst gegen seine Lehren taub waren und des deutschen Eisenbahnwesens, welches erst lange nach seinem Tode seine große Lehre von einem einheitlichen deutsch-nationalen Eisenbahnsystem beherzigte.

Auch andere deutsche Anstalten, die ihn einst verkannt hatten, ehrten sich selbst, indem sie ihn nachträglich an seinem Ehrentage ehrten. Doch vermißte man eine amtliche Vertretung des deutschen Reiches selbst. Diese Lücke mußte um so mehr auffallen, als kein Anderer so geistesmächtig wie List die politische Einigung Deutschlands mittelst des Zollvereins und unter preußischer Führung angestrebt hatte. Im Wesentlichen hat sich die nationale Wiedergeburt Deutschlands so gestaltet, wie Friedrich List sie sich gedacht hatte. Doch freilich wünschte er neben der politischen Einheit auch ein vernünftiges Maß politischer Freiheit, und mit dem Maße, mit welchem sie bis jetzt gegeben ist, würde er sich schwerlich begnügen.

Besonders festlich wurde auch List's Geburtshaus geschmückt, an welchem seit Jahren eine Gedenktafel verkündet, wer aus diesem Hause hervorgegangen ist. Heute ist es auch mit dem Bilde von List's Vater verziert. Dieser einstmalige Reutlinger Gerbermeister sieht ganz so aus, als hätte er im gegebenen Falle dem Worte Uhland's über Reutlingens Gerber alle Ehre gemacht: Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt! Vielleicht gerade darum wollte er auch aus seinem Sohne mit des Teufels Gewalt einen Gerber machen. Doch d e r hat nicht die Häute der Ochsen und Kälber, sondern das Fell der Freihändler ganz meisterlich gegerbt, und zwar nicht nur in der alten Welt, sondern auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, in welchen er während seines Aufenthaltes in den zwanziger und dreißiger Jahren so geistesgewaltig für Schutzzoll wirkte.

Aber ist durch die Ehren, welche am heutigen Tage seinem

Andenken nicht nur in seiner Geburtsstadt, sondern auch in vielen deutschen Zeitschriften erwiesen werden, das schwere Leid gesühnt, das von einem undankbaren Vaterlande einst ihm und seiner armen Familie zugefügt wurde? Und so mögen auch seine zwei Töchter gedacht haben, welche der Feier in Reutlingen mit einem seiner Enkel auf besondere Einladung beiwohnten. Denn auch während der die Verdienste ihres Vaters preisenden Festreden vergossen sie mehrmals heiße Thränen.

In Reutlingen besuchten wir auch einen Theil der Anstalten, welche unter dem Gesammtnamen Bruderhaus bekannt sind und von dem edlen, zu Reutlingen geborenen Menschenfreunde Gustav Werner in's Leben gerufen und beinahe ein halbes Jahrhundert in selbstlosester Liebe von ihm gehegt und geleitet wurden. Nachdem Werner vor zwei Jahren im Alter von achtundsiebzig Jahren gestorben war, brachte auch die deutsch-amerikanische Presse ausführliche Mittheilungen über sein Leben und seine Schöpfungen. Daß in diesen sein Geist fortwaltet, das erkennt man vornehmlich in dem Reutlinger Rettungshause. Denn die der Verwahrlosung und Noth entrissenen Kinder, Mädchen wie Knaben, gedeihen leiblich und geistig auf's Beste, und Alles ist ebenso freundlich wie zweckmäßig eingerichtet. Man glaubt die hohe hagere Gestalt des greisen Vaters Werner mit dem nach vorne gebeugten ehrwürdigen Haupte und dem Antlitz voll seelenvoller Milde leibhaftig durch diese Räume wandeln zu sehen. Seine Gestalt wächst vor dem geistigen Auge höher und höher an, wenn man Folgendes bedenkt: Vater Werner hat nicht nur Tausende geistig und körperlich verkommener Kinder gerettet und zu guten und tüchtigen Menschen erzogen, sondern weithin im Schwabenlande ähnliche Anstalten zur Rettung Unerwachsener und Erwachsener hervorgerufen und mit seinem Geiste erfüllt. Zugleich hat er in Reutlingen und anderen Orten eine Reihe großer Werkstätten und Fabrikbetriebe geschaffen, welche, im Gegensatze zu der Ausbeutung der Arbeiter durch die gewöhnliche Fabrikindustrie, Tausenden nicht nur ein gutes Unterkommen, sondern auch ein freundliches und frohes Zusammenleben und Familienleben nach christlich-sozialen Grundsätzen gewähren und in ihren städtischen wie in ihren ländlichen, auch die Landwirthschaft ausübenden, Verzweigungen sogar einer großen Anzahl von Landstreichern und von Geistes-

schwachen zu einem menschenwürdigen und anständigen Dasein verhelfen.

Von Gustav Werner's ebenso edlem Ludwigsburger Namensbruder, dem vor sieben Jahren im Alter von vierundsiebzig Jahren gestorbenen Ludwigsburger Arzte August Hermann Werner habe ich bereits in meiner Schilderung des Wildbads gesprochen. Er hat keinen Weltruhm wie der Reutlinger Werner, und doch verdient auch er einen solchen. Denn mit ebenso selbstloser Liebe und ebenso aufopferndem Eifer hat er in Ludwigsburg, Wildbad und Jagstfeld Rettungs- und Heil-Anstalten für arme kranke und verkrüppelte Kinder geschaffen und auch für die Nachwelt gesichert. Wenigstens in Württemberg lebt er im Andenken der Menschen noch fort — der gute alte weißbärtige Ludwigsburger Doctor mit dem frischröthlichen Gesicht und den freundlichen blauen Augen; denn gar oft sah man ihn im Sommer auf Bahnhöfen im Unterland und im Schwarzwald, umgeben von kranken und verkrüppelten Kindern, die er aus seiner Ludwigsburger Anstalt in eines seiner Badehospitäler brachte, sorgsam alle überwachend und die Verkrüppelten beim Aus- und Einsteigen auf seinen Armen tragend.

Außer Friedrich List und Gustav Werner hat Reutlingen noch einen dritten ausgezeichneten Mann erzeugt, dessen freundliche Gestalt mir in den Straßen der alten Reichsstadt vorschwebte. Ich meine Hermann Kurz, den vor sechzehn Jahren im Alter von sechzig Jahren gestorbenen liebenswürdigen und geistvollen Dichter und Literaturforscher. Sein anmuthiges Lied: „Der Himmel lacht und heitere Lüfte spielen", wird vom Volke gesungen. Sein herrlicher Roman „Schiller's Heimathjahre" verdient eine noch ganz andere Auffrischung, als sie ihm durch Laube's berühmtes, großentheils auf ihm beruhendes Schauspiel „Die Karlsschüler" zu Theil geworden ist. Seine nach seinem Tode erschienenen gesammelten Werke haben bis jetzt nicht die verdiente Verbreitung gefunden.

Gustav Werner wird von den Reutlingern am Besten durch werkthätige Unterstützung seiner edlen Anstalten geehrt. Ihrem Hermann Kurz errichten sie eine schöne Büste.*)

*) Sie ist jetzt enthüllt.

Landschaftsbilder aus der Heimath. — Weltfabrik im Felsenthale.

Am Fuße des Hohenstaufen, 10. August 1889.

Vor dem Scheiden aus der geliebten Heimath suchte ich mir das Bild ihrer herrlichen Landschaften noch recht tief einzuprägen, wie man beim schmerzlichen Abschied von einer theuern Schwester ihre Züge und ihr ganzes Wesen gleichsam in's Allerinnerste der Seele aufnimmt.

Wenn wir den Schwarzwald durchpilgerten, so hielt ich ihn für schöner als die schwäbische Alb. Und wenn wir in der Alb weilten, so meinte ich, sie sei schöner als der Schwarzwald. So groß und eigenartig sind die Vorzüge beider. Unvergleichlich schön ist das Schwarzwaldthal der Murg bei Gernsbach, mit seinem starken und wunderklaren Fluß, seinen mächtigen schön geformten Bergen und seinen fruchtbaren, sogar der Rebe und der zahmen Kastanie günstigen Geländen. Doch in seiner Art ebenso schön ist das Honauer Thal in der Alb, welches von der kühnen und hochromantischen Felsnadel des Lichtenstein durch Reihen hoher Berge und gewaltiger Felsen gegen Pfullingen hinabführt. Die wundersam gestalteten Kalkfelsen der Alb, welche beim Sonnenlichte weithin in weißem Glanze leuchten, sind noch schöner, als die dunkleren und darum düsteren Granit- und Sandsteinfelsen des Schwarzwalds. Großartig sind die sieben Wasserfälle des Rench-Flusses in seinem jähen Felsenbette bei Allerheiligen im Schwarzwald. Doch ebenso schön ist der eine Uracher Wasserfall in der Alb mit dem Ausblick auf die alte Berg-Veste Hohen-Urach und auf andere Albberge mit ihren Buchenwäldern und Felsenmassen. Eine fesselnde und erhebende Aussicht auf Gebirge und Thäler nah und fern genossen wir auf der Hochburg im Breisgau des Schwarzwaldes. Doch ebenso schön und malerisch fanden wir die Aussicht von den Albbergen Hohen-Neufen und Hohenstaufen. Und wo giebt es in der weiten Welt einen Berg, welcher auf das Gemüth des Deutschen und zumal des Schwaben so ergreifend wirkt, wie dieser Hohenstaufen, die Wiege des größten und unglücklichsten der deutschen Kaisergeschlechter?

Zur Schönheit Württembergs wie des benachbarten Baden

tragen die Einzelregierungen dieser Länder dadurch bei, daß sie durch einen besonderen durchaus sachverständigen Beamten, welchen man in Württemberg mit einem unnöthigen Fremdwort den Landes-Conservator nennt, die halb zerstörten oder zerfallenen Alterthümer, besonders Burgen auf Bergen, vor völligem Verfalle bewahren lassen. Früher war man gegen solche, einer ganzen Gegend zur Zierde gereichenden Trümmerstätten völlig stumpf. Wie vor mehr als dreihundert Jahren der sonst treffliche und für seine Zeit hochgebildete Herzog Christoph die von den wilden Bauern im Bauernkriege nur beschädigte und nicht zerstörte erhabene Kaiserburg auf dem Hohenstaufen niederreißen ließ, um aus ihren Steinen das Schloß in der nahen gewerbsamen Stadt Göppingen bauen zu lassen, so fielen noch in späten Jahren schöne und ehrwürdige Ruinen der Beschränktheit von Beamten zum Opfer. Jetzt ist es anders!

Das einst von den Hohenstaufen gestiftete, einem Theile ihres Geschlechtes als Gruft dienende Kloster Lorch fanden wir vom württembergischen Landes-Conservator bestens wiederhergestellt. Auch auf der hochromantischen Burg Weibertreue bei Weinsberg sahen wir seine erhaltende Thätigkeit, ebenso auf Burgen der Alb und des württembergischen Schwarzwalds, so z. B. auch auf der des lieblichen Schwarzwald-Städtchens und Badeorts Liebenzell. Die Trümmer des vor zweihundert Jahren von dem französischen Scheusal Melac zerstörten Klosters Hirsau im Schwarzwald fand ich weit schöner als vor vierzig Jahren, — Dank der ausgrabenden und erhaltenden Thätigkeit der erwähnten Behörde. Uhland's Ulme, die sich vom Grunde des alten Klosterbaus zu Hirsau hinauf und hinaus in Himmelsblau wölbt, ist heute noch viel macht- und kraftvoller als damals. Und neben ihr, ebenfalls aus des Gemäuers Enge, ist, gleichsam als künftiger Ersatz, eine zweite große und starke Ulme emporgewachsen in Licht und Luft. Eine dritte ist aus demselben Trümmerboden keck durch eines der unteren Fenster hinausgedrungen und nach dieser kühnen Biegung kerzengerade draußen emporgestiegen.

Schmerzlich vermißte ich in so vielen schönen Gauen Süd-Deutschlands die alten Volkstrachten. Im bairischen Hochland freilich fanden wir noch die breitschultrigen hochgewachsenen Bauern mit der Juppe und dem nackten Knie. Im badischen Schwarzwald sahen wir einige hübsche weibliche Trach-

ten, doch im Renchthale eine häßliche, indem die Röcke der dortigen Bäuerinnen ihnen bis unter die Arme reichen, so daß diese Frauen und Mädchen aussehen, als ob ihnen die Hüften unmittelbar unter den Achselhöhlen säßen. Eine der schönsten Trachten ist die der hübschen Mädchen von Betzingen bei Reutlingen. Auf einen schwarzen Rock mit Sammetstreifen oder Goldborten fällt eine große weiße Schürze mit langen weißen Bändern; dazu ein feuerrothes Mieder, mit Goldverzierungen auf der Brust, und große schneeweiße Hemdsärmel; als Kopfbedeckung ein blaues Käppchen mit langen, schwarzen Bändern; um den Hals eine sehr volle Kette von Granaten. Neben diesen zierlichen Mädchen nehmen sich die Betzinger Bauernburschen in den langen kittelartigen weißen Röcken, den langen weißen Hosen, den rothen Westen, und mit den runden schwarzen Lederkäppchen nicht besonders anmuthig aus. In der fruchtbaren schwäbischen Landschaft Bar trafen wir bei den Bäuerinnen noch die ernste Tracht mit den schwarzen Käppchen und rothen Strümpfen.

Mitten in den romantischen Thälern des Schwarzwalds und der Alb erheben sich jetzt gewaltige Fabriken. Die größte befindet sich im Felsenthale der Rohrach bei der hübschen württembergischen Stadt Geislingen am Fuße der bekannten auf die Rauhe Alb führenden kühnen Eisenbahnsteigung. Es ist dies die einzig in ihrer Art dastehende, genau von uns besichtigte Württembergische Metallwaarenfabrik Geislingen, deren Absatzgebiet sich in alle fünf Welttheile erstreckt und die unmittelbar gegen zweitausend Leute beschäftigt.

Sie verdient schon deshalb eine besondere Erwähnung, weil man in ihr sieht, wie die hochgebildeten Leiter der deutschen Industrie, statt sich wie so manche Englisch-Amerikaner hochmüthig gegen die Lehren und Bedürfnisse des Auslandes zu verschließen, namentlich auch von Amerika lernen und auch den dortigen Geschmack erforschen. Die Geislinger Fachmänner hatten wahrgenommen, daß amerikanische Silberwaaren seit einigen Jahren sich durch ein sehr ansprechendes zartes Matt auszeichnen; und sie ermittelten nun folgendes: ein erfinderischer Kopf in Amerika hatte bemerkt, daß an Häusern, welche in der Nähe von Sandhügeln starkem Wind ausgesetzt sind, die Fensterscheiben nach und nach matt werden, und er gerieth nun auf den Gedanken, den Silberwaaren durch Anblasen mit Sand ein zartes Matt zu verleihen. In der Fabrik in Geislingen besteht daher

jetzt eine eigene Abtheilung für Sandblaserei, und ihre silbernen Kunstwerke — Tafelaufsätze, Becher u. s. w. — haben nunmehr das zarte Matt der amerikanischen.

Die Hauptthätigkeit der Geislinger Fabrik besteht aber in der Anfertigung aller möglichen Waaren in Kunstform mit galvanischer Silberauflage. Auch dabei lernte man eifrig von Amerika. Ursprünglich hatte man hauptsächlich nur Messing und Neusilber, diese messingartige Legirung, welche durch Zusatz von Nickelmetall eine weiße Farbe erhält, für die versilberten Waaren verwendet. Bald jedoch ermittelte man, daß in den Vereinigten Staaten bei der Herstellung versilberter Waaren mit Vorliebe und in ungeheuren Massen Britanniametall, diese zum größten Theile aus Zinn bestehende Legirung, verwendet werde. In Deutschland herrschten große Vorurtheile gegen das Britanniametall; aber in Geislingen wußte man, daß die amerikanische Industrie es versteht, stets den geeignetsten Stoff für ihre Fabrikate zu verwenden; man überzeugte sich namentlich, daß außer wirklichen Edelmetallen kein Metall so gut wie Britanniametall sich dazu eigne, unmittelbar mit Nahrungsmitteln in Berührung zu kommen, also zu allen möglichen Speisegeräthen verarbeitet zu werden, weil bei Anwendung dieses Metalls die Bildung von Grünspan gänzlich ausgeschlossen ist. Ebenso überzeugte man sich, daß galvanische Versilberung auf dem Britanniametall ebenso gut haftet, wie auf den anderen Metallunterlagen. Darum befolgt man in Geislingen auch in diesem Punkte das amerikanische Beispiel und macht namentlich Kaffee- und Theeservice, Becher und andere Trinkgeräthe, sowie Deckel, welche mit Senf und Säuren in Berührung kommen, aus Britanniametall.

Sachkundige Agenten der Geislinger Fabrik bereisen, nicht nur um den Waarenabsatz zu vermehren, sondern auch um den Geschmack der Bewohner zu erforschen, ganz Europa, die Vereinigten Staaten, Canada, Süd-Amerika, Ostindien, China, Japan, Australien und Nordafrika. Daher die ungeheure Mannigfaltigkeit der Waaren und der beständige Wechsel in ihnen. Und daher die großen Aenderungen in den alljährlich erscheinenden dicken Musterbüchern der Fabrik; um diese in allen Weltgegenden sich verbreitenden Musterbücher noch anschaulicher zu machen, werden in ihnen diejenigen Waaren, welche zum Theil aus farbigen Gläsern, z. B. Schalen und Vasen bestehen,

oder versilbert oder vergoldet sind, in schönem Farbendrucke abgebildet.

Da die Geislinger Metallwaarenfabrik eine Menge von Dem, was sie zur Herstellung ihrer Waaren bedarf, ebenfalls selbst erzeugt, so ist sie eine Vereinigung der verschiedensten, mit elektrischer Beleuchtung versehenen Fabriken und Werkstätten. Sie hat ihre eigene Gießerei mit ausgedehnter Handformerei und sechs Formmaschinen, eine Flaschnerei, Gürtlerei, Metallschleiferei, eine Metalldruckerei mit fünfundsiebzig Drehbänken, eine Metalldreherei mit achtzehn Drehbänken, eine Ausfeilerei, einen Polirsaal mit vierundzwanzig Drehbänken, eine Versilberungs-Anstalt, ihre bereits erwähnte Sandblaserei, eine Metallpresserei mit einunddreißig Schwungradpressen und neun Durchbruchpressen, eine eigene Glashütte, welche ungefähr den halben Bedarf an Glaswaaren deckt, eine Glasschleiferei mit drei automatischen Eckschliffmaschinen, welche die Flächen an Essigflaschen und Senftöpfen schleifen, eine Schlosserei, eine Schaar von Stahlgraveuren, Ciseleuren, Metallgraveuren, Glasgraveuren, Glasmalern, sowie eine Buchdruckerei mit zwei Schnellpressen und eine lithographische Anstalt mit sechs Farbendruckpressen zur Herstellung der Musterbücher, der Formulare, Preislisten u. s. w., und eine Buchbinderei. Eine gewaltige Dampfmaschine und zwei Turbinen, welche das Wasser des Gebirgsflüßchens Rohrach zur Wasserkraft gestalten, setzen die Betriebmaschinen in Bewegung.

An der Spitze dieses großartigen und vielseitigen Geschäfts steht als einer der Hauptheilhaber der Commerzienrath Hägele, ein Mann von umfassender kaufmännischer und technischer Bildung und riesiger That- und Arbeitskraft, der sich einst in seinen jungen Jahren durch seinen als württembergischer Artillerist bewiesenen Löwenmuth auf dem Schlachtfelde in Frankreich das eiserne Kreuz errang. In seinem Comptoir allein hat er einen Stab von 60 Herren.

Die weiten Magazinsräume und der Mustersaal führen die große Vielfältigkeit der in dieser Metallwaarenfabrik verfertigten Waaren vor Augen. Wollte ich Das, was wir dort gesehen haben, auch nur nach den verschiedenen Arten schildern oder nur aufzählen, so müßte ich damit allein mehrere Seiten füllen.

Da wird eben Alles gemacht von dem kunstreichsten Abendmahlskelche bis zum heiter geschmückten Bierglase, von der herr-

lichsten Lampe des ewigen Lichtes bis zum niedlichen Zahnstocher-träger, vom riesigen Globus bis zum zierlichen Fingerhute, von der prächtigen Fruchtschale bis zum Salzlöffel, von stattlichen Weinkühler bis zum Wasserlöffel, vom großen Gläsergestelle bis zum Zuckertellerchen, vom edelgeformten Weihbecken bis zum Spucknapf, vom geschmackvollen Toilettenspiegel bis zum Nagelbürstchen, von der umfangreichen Kuchenplatte bis zum Radießchen-gestell, u. s w. u. s. w.

Das jetzt in Deutschland wieder emporkommende Kunsthandwerk, welches sich sonst nicht sehr gut mit der Fabrikarbeit verträgt, ist in dieser merkwürdigen Fabrik zusammengespannt mit gewöhnlicher Handarbeit; neben dem Kunsthandwerker schafft in ihr der Handwerker und der Handlanger. Das Kunsthandwerk erprobt sich in ihr besonders auch durch Herstellung immer neuer Entwürfe und Modelle, wie sie durch den schon erwähnten ewigen Wechsel in den Formen der Waaren nothwendig sind. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß diese vielseitige Fabrik sogar die musikalische Kunst fördert, indem eine Anzahl ihrer Arbeiter ein treffliches Musikcorps und eine andere einen Gesangverein bildet.

Der menschenfreundliche Leiter der Geislinger Fabrik verbessert die Lage seiner Leute, abgesehen von der durch's Reich vorgeschriebenen Fürsorge für Kranke und von Unfällen Betroffene, auch durch reichliche Unterstützung eines Wohlfahrtsvereins seiner Arbeiter. Dieser Verein ist mit gutem Erfolge bestrebt, selbst den am geringsten Bezahlten gesunde und behagliche Wohnungen, gute und billige Lebensmittel und eine tüchtige Erziehung ihrer Kinder zu verschaffen und in Nothfällen alsbaldige Hülfe zu gewähren.

Abschied von Deutschland.

Bremerhaven, 21. August 1889.

In diesem meinem zweiundzwanzigsten und letzten Reisebriefe muß ich Abschied nehmen von dem deutschen Vaterlande, das ich in den letzten Tagen noch in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen habe.

Eine Fahrt durch das hochromantische untere Neckarthal, an seinen kühnen Bergen und Burgen vorbei, brachte uns nach Heidelberg. Trotz der prächtigen Loblieder Scheffel's ist Heidelberg als Universitätsstadt nun von dem weiter oben am Neckar gelegenen Tübingen überholt. Doch sein Ruhm, einer der allerschönsten Plätze Deutschlands zu sein, kann ihm nimmermehr entrissen werden. Ein günstiger Zufall wollte es, daß während unserer Anwesenheit das alte Schloß und seine weite Umgebung bei Nacht auf's Großartigste künstlich beleuchtet wurden. In den mächtigen Strahlen dieser Beleuchtung traten die herrlichen Formen des Heidelberger Schlosses noch deutlicher hervor als im Tageslichte; die hohen und anmuthigen Berge schienen noch zu wachsen; der Neckar erglänzte geheimnißvoll in dem von ihm wiedergestrahlten Lichte der über ihn hinsausenden Feuerkörper; die lang und schmal an ihm sich hinziehende Stadt erschien noch reizender als am Tage. Der rothe Feuerschein des Schlosses aber erinnerte an die französischen Unholde, welche vor zweihundert Jahren Brand und Mord in dieses wonnige Thal trugen und doch dem von ihnen in Brand gesteckten Schloßbau seine unvergleichliche Schönheit nicht rauben konnten.

Ueber die aufblühende badische Handelsstadt Mannheim gelangten wir nach Worms. Diese uralte Stadt sieht, weil sie vor zweihundert Jahren von den Franzosen beinahe gänzlich zerstört wurde, recht hübsch neuzeitlich aus. Nur ihre von den wälschen Wütherichen verschonten Kirchen und einige römische Alterthümer erinnern daran, daß man sich in der Stadt der Römer, der Nibelungen und der alten kaiserlichen Paläste befindet. Selbst von dem Gebäude, in welchem einst der denkwürdigste der deutschen Reichstage abgehalten wurde, ist kein Stein mehr vorhanden. Und lange Zeit mahnte nur die alte morsche durch Balken und Gemäuer gestützte, aber noch in jedem Frühling frisch grünende Luther-Eiche vor der Stadt an jene große Zeit.

Doch seit einundzwanzig Jahren erhebt sich ja auf einem

schönen Platze in Worms das hehre Luther-Denkmal Rietschel's mit dem herrlichen, seit vier Jahren in einer trefflichen Nachbildung auch in der Bundeshauptstadt Washington vorhandenen Luther-Standbilde und mit einem ganzen Hochwalde anderer eherner Gestalten, welche uns den großen Glaubenskampf und seine Vorkämpfer vergegenwärtigen. Jeder Leser kennt aus Bildern und Beschreibungen das gewaltige Kunstwerk in Worms, das mit seinem Granitbau, seinem Mauerwerke, seinen Syenit-Postamenten und den daraufstehenden und sitzenden Denker- und Helden-Gestalten in der That wie eine feste Burg des Protestantismus aussieht. Ich fürchtete früher, daß die zwischen den weltgeschichtlichen ehernen Männern sitzenden drei allegorischen Städtebilder etwas störend wirken würden. Aber diese Frauengestalten der protestirenden Stadt Speyer, des friedenverkündenden Augsburg und des trauernden Magdeburg fügen sich dem Ganzen völlig harmonisch ein. Der überwältigende Eindruck des Luther-Denkmals ist in mir nicht einmal durch den Anblick des Niederwald-Denkmals abgeschwächt worden.

Ueber Mainz, das sich sehr verschönert hat und dessen neue Befestigungen noch riesiger erscheinen, als die von Straßburg, sowie über Deutschlands größtes Weltbad Wiesbaden, dessen Badeanlagen und Landhäuser großartig sind, dessen herrliche Taunus-Gegend sich aber doch mit der noch herrlicheren Schwarzwald-Gegend Baden-Badens nicht messen kann, gelanten wir nämlich nach Rüdesheim, und die Zahnradbahn führte uns hinauf nach dem Niederwald. Dort stand sie im Abendsonnenstrahle vor uns und über uns — Schilling's vielbesungene und vielbeschriebene Germania. Seit sechs Jahren blickt die schöne, ebenmäßige Riesin stolz und siegessicher hinüber in der Richtung des überwundenen Erbfeindes; und in unbeschreiblicher Schönheit dehnt sich zu ihren Füßen das Rheinthal mit dem Nahethal und mit den Höhen und Gärten, welche den köstlichsten Göttertrank spenden. Welches deutsche und deutsch-amerikanische Herz wird beim Anblick dieses Denkmals und seiner nicht nur die Führer, sondern auch das siegreiche Volk verherrlichenden einzelnen Theile nicht höher schlagen?

Wie ein unheimlicher Spuk erschien mir aber der nahe Wald, in welchem deutsche Anarchisten ihre Dynamitgreuel am Tage der Einweihung vorbereitet hatten. Doch dieser Spuk verschwindet, wenn man durch den Wald vordringt nach der Rossel und

in den lachenden Rheingau hinunterblickt, oder wenn man hinabsteigt nach Aßmannshausen und zu den erheiternden Gluthen seines Rothweines.

Beinahe andächtig wurde mir's im reizenden Rüdesheim zu Muthe in den riesigen Weinkellern der weltbekannten Weinhandlung von Johann Baptist Sturm. Diese hochgewölbten Keller sehen im Strahle ihrer Hunderte von großen Kerzen fast wie christliche Tempel aus. Erst der Anblick ihrer mit schönen Schnitzereien verzierten Riesenfässer und gar der herrliche Duft und Geschmack ihrer Weine erinnert den Besucher daran, daß er sich in einem Heiligthum des Bacchus befindet.

Nun ging's auf dem Rheindampfer hinab, an allen den Bergen, Felsen, Schlössern, Burgen und Städten vorbei bis an's Siebengebirge. Dort wurde mittelst der Zahnradbahn der Drachenfels erreicht und Ausschau in die wonnigen Lande gehalten, welche den wählerischen Lord Byron vor achtzig Jahren zu einer der schönsten Stellen seines Childe Harold begeistert haben.

In Köln, das seit der ungeheueren Erweiterung seiner Festungswerke dem ehrwürdigen alten Stadttheile eine prächtige Neustadt hinzugefügt hat, nahmen wir Abschied vom Vater Rhein und bewunderten den Dom, welchen ich siebenunddreißig Jahre zuvor in seiner traurigen Unfertigkeit gesehen hatte, und der jetzt, außen und innen vollendet, in seiner majestätischen Kreuzform, mit seiner beiden Thürme Wucht und Pracht, seinen erhabenen und zierlichen, unendlich reichen Steingebilden, seinen fünf Schiffen und drei Querschiffen, seinem erhabenen Chor und Chorumgang, seinen kühnen Wölbungen und glanzvollen Glasgemälden als Deutschlands großartigstes Bauwerk vor mir stand.

Auch Frankfurt a. M. haben wir auf dieser Abschiedsreise besucht. Wie hat sich die alte Stadt im Schatten ihrer Bäume und Parke verjüngt und verschönt! Der Kaisersaal im Römer mit seinem Kaiserwahlzimmer und den trefflichen lebensgroßen Bildern aller römisch-deutschen Kaiser mahnte mich an des alten Reiches Herrlichkeit und Zerfall, der Palast des nichtswürdigen deutschen Bundestages in der Eschenheimer Gasse an Deutschlands arge Erniedrigung, der Schwanen-Gasthof, in welchem Bismarck den ruhmvollen Frieden mit Frankreich schloß, an des deutschen Reiches Auferstehung. Wehmüthig gedachte ich in der Paulskirche des deutschen Parlaments aus dem großen

Sturmjahre, und ich glaubte von der Stelle, wo vor einundvierzig Jahren die Rednerbühne stand, die tiefe, feierliche Stimme Robert Blum's zu hören.

Eine weihevolle Stunde verbrachten wir zu Frankfurt auf dem großen Hirschgraben in dem vor sechsundzwanzig Jahren zum Nationaleigenthume gewordenen Geburtshause Goethe's, welches jetzt möglichst so wiederhergestellt ist, wie es Goethe in Wahrheit und Dichtung den Gebildeten der ganzen Welt geschildert hat. Auf jedem Schritt durch dieses hübsche, behäbige Haus erhält man den Eindruck, daß Goethe von Kindesbeinen an ein Glückskind war. Am ergreifendsten wirkt das helle Giebelzimmer, in welchem Goethe als Knabe, als Jüngling und als Dichter während seiner Sturm- und Drangzeit gewohnt hat. Auch seine heitere, phantasievolle Mutter und seinen ernsten, steifen Vater kann man sich in diesen Räumen ganz vergegenwärtigen.

Wie ärmlich ist dagegen das kurz zuvor von uns zu Marbach in Württemberg besuchte Stübchen, in welchem Schiller das Licht der Welt erblickte! Der Vater stand damals mit württembergischen Truppen im Feld gegen den großen Friedrich. Und die Mutter, deren Vater durch einen von ihm als Inspektor des herzoglichen Floßwesens verschuldeten Kassenrest sein Vermögen verloren hatte, bewohnte im unteren Stockwerke eines unansehnlichen Hauses im Weingärtnerviertel des Städtchens ein äußerst einfaches, von Einem Fenster mit Butzenscheiben erhelltes getäfeltes Stübchen, welches heute noch aussieht, wie vor beinahe hundertunddreißig Jahren bei Schiller's Geburt. Doch es giebt ja wenige Deutsche, welche die Geburtsstätte Schiller's und die daselbst untergebrachten Schiller-Andenken nicht aus Abbildungen und Beschreibungen kennen. Ich will daher nur Einer Merkwürdigkeit näher gedenken, welche meines Wissens wohl deshalb noch nicht veröffentlicht wurde, weil in ihr die vortreffliche Mutter Schiller's nicht als ideale Dichtermutter, sondern als derbkräftige schwäbische Hausfrau erscheint. Im Geburtsstübchen selbst befindet sich in der Nähe des Spinnrädchens der braven Frau ein Brief, welchen sie zur Zeit, als ihr Sohn sich in der Karlsschule in Stuttgart auf die medizinische Prüfung vorbereitete, in ihrer Wohnung auf der nahen Solitüde als Frau Hauptmännin schrieb. Die Handschrift ist deutlich und fließend; ein Rahmen mit Glas auf beiden Briefseiten schützt dieses

Schriftstück, von dem die Literaturgeschichtschreiber nur mittheilen, daß es höchst originell sei. Ich schrieb es wörtlich ab und es lautet so:

Geliebteste Frau Baas!

Meiner gewesenen Magd, dem Regele, habe einen wollenen Teppich gelehnt, ihrer Kleider zuzudecken, wie sie fort ist, weil es sehr stark geregnet, ihn in Stuttgard abzugeben, daß ich ihn bald wieder bekomme, es ist unverschämt genug, daß sie ihn nicht hingethan, wo ich ihr befohlen habe. Würklich*) habe ich ein recht braves Mensch zur Magd und ist mir recht wohl, daß ich von dem blinden Dölpel, dem Regele loß bin.

Deine getreue Baase Schillerin.

Solitüde, den 6. August 1780.

An Frau Regina Stolzin, Buchbinderin in Marbach.

In einem der oberen Gelasse des vor dreißig Jahren vom Schillerverein erworbenen Marbacher Schillerhauses hängt neben anderen Bildern an der Wand eine getreue Abbildung des Chicagoer Schillerdenkmals und seiner nächsten Umgebung im Lincoln-Park.

Natürlich besuchten wir auch Marbachs anmuthige Schillerhöhe, auf der sich das Original des Chicagoer Schiller-Standbildes befindet. In Folge des ziemlich beschränkten Raumes auf der Schillerhöhe kommt das erhabene Denkmal dort nicht so zur Geltung wie auf dem weiteren und so schön geschmückten Schillerplatze im Lincoln-Park. Der Marbacher Schiller hat, obgleich er schon über dreizehn Jahre steht, noch seinen frischen, hellen Metallglanz, während der erst etwas über drei Jahre stehende Chicagoer Schiller immer dunkler wird. Ich befragte den Erzgießer Wilhelm Pelargus in Stuttgart, einen liebenswürdigen und klugen alten Herrn, wegen dieses Unterschiedes. Er bewies mir, daß sein ebenso tüchtiger Sohn und Geschäftsnachfolger Hugo Pelargus den Chicagoer Schiller ganz aus derselben Mischung goß, aus welcher er selbst zehn Jahre zuvor den Marbacher gegossen hatte. Den Unterschied in der Färbung kann er sich nur aus klimatischen Einflüssen erklären. Uebrigens ist ja die dunkle schöne Bronzefarbe einem so ernsten

*) Wirklich, oder wie Schiller's Mutter schreibt, würklich, bedeutet im Schwäbischen: gegenwärtig oder jetzt.

Denkmale weit angemessener als ein glitzerndes Gelb. Pelargus, der Vater, erzählte mir auch, wie ihn ein beinahe abergläubisches Grauen befallen habe, als am Vorabend des Gusses des Marbacher Schiller der Bildhauer Rau, der Schöpfer des schönen Modells, plötzlich in Stuttgart an einem Hirnschlage gestorben, wie aber dann trotz seiner schlimmen Vorahnungen der Guß völlig gelungen sei. Ebenso gut gelang bekanntlich der vom jüngeren Pelargus unter so noblen Bedingungen vorgenommene Guß des Chicagoer Schiller. Die beiden Pelargus, deren Gießerei für Stuttgart eine ähnliche Bedeutung hat, wie die Miller'sche für München, würden als deutsche Männer lieber Storch heißen und bedauern es, daß einer ihrer Vorfahren diesen deutschen Namen in den griechischen Pelargos übersetzt habe.

Außer dem alten Thorwaldsen'schen Schillerdenkmal in Stuttgart mit der gesenkten Stirne und dem Rau'schen in Marbach giebt es in Württemberg seit sechs Jahren ein drittes großartiges Schiller-Standbild, das in Ludwigsburg. Der berühmte Bildhauer Ludwig Hofer hat es in seinem einundachtzigsten Lebensjahre aus dem schönsten, von ihm selbst bezahlten italienischen Marmor gehauen und seiner Vaterstadt Ludwigsburg geschenkt. Einzelne Krittler erklären die Formen dieses Ludwigsburger Schiller für zu weich und den Gesichtsausdruck für zu wenig hoheitsvoll. Aber daß es ebenfalls ein herrliches und mit größtem Künstlerfleiße ausgeführtes Kunstwerk ist, können sie nicht leugnen.

Die künstlerische Schöpferkraft Hofer's in einem so hohen Alter verdient doppelte Bewunderung. Bei Betrachtung seines Schiller fiel mir ein anderer Schwabe ein, der ebenfalls in einem Greisenalter, in welchem selbst bei einem Goethe die wirklich dichterische Gestaltungskraft erloschen war, seine schönsten, nach Form und Inhalt gleich vollendeten Gedichte schuf, nämlich Friedrich Theodor Vischer, den breiten Volksmassen besser bekannt als Schartenmaier. Bei unserem Abschied vom schönen Stuttgart sahen wir noch das in einer markigen Büste aus dem besten Marmor bestehende Denkmal, welches kürzlich diesem schwäbischen Dichter und Denker vor dem Polytechnicum, der letzten Stätte seiner Lehrthätigkeit, errichtet worden ist. Und am anderen Ende der Stadt besuchten wir noch das Mörike-Anlägle, in welchem, umgeben von Bäumen, eine wohlgelungene Marmorbüste die gemüthlichen Züge des schwäbischen Dichters

Mörike wiedergiebt. Leider hat die Nase einen Sprung bekommen, und der friedliche Meister der Idylle sieht aus, als hätte er einen schweren Pankſimpel-Schmiß im Gesicht.

Jetzt merke ich erst, daß ich, mit dem einen Fuße bereits auf dem nach Baltimore bestimmten Norddeutschen Lloyd-Dampfer, mit dem anderen noch mitten drin stehe im schönen, heißgeliebten Schwabenlande.

Schiller-Bekränzung.

(Ansprache im Lincoln-Park in Chicago, 10. Nov. 1889.)

Ehre unserem Schwabenverein, daß er auch am diesjährigen Geburtstage des Unsterblichen, dem hundertundreißigsten, sein Denkmal, bei dem wir hier versammelt sind, so würdig geschmückt hat!

Im Laufe dieses Jahres war es mir vergönnt, die Stätten des Erdenwallens unseres erhabensten Landsmannes von seinem Geburtsstübchen in Marbach bis zu seinem Sarg in der Fürstengruft in Weimar zu schauen. Keine hat auf mich einen ergreifenderen Eindruck gemacht, als das Schillerhäuschen in Gohlis. Als sechsundzwanzigjähriger armer Flüchtling fühlte sich Schiller hochbeglückt, als sich ihm dort in einem elenden Zimmerchen eine Zufluchtsstätte bot; und in dieser unerfreulichen Wohnung dichtete er vor hundertundvier Jahren sein wunderherrliches Lied an die Freude.

Ganz in der Nähe von Gohlis dehnt sich unabsehbar der Schauplatz der Leipziger Völkerschlacht aus. Und auch dort mußte ich Schiller's gedenken. Sein geharnischter Geist war es, welcher dort, acht Jahre nach des Dichters Tod, den um das Leben ihrer Nation mit dem corsischen Titanen ringenden Söhnen Deutschlands voranschritt. An Schiller's erhabenem Freiheits- und Vaterlands-Gefühle hatte der durch den Welteroberer schwer gebeugte Geist des deutschen Volkes sich wieder emporgerichtet und sich zum Kampfe gegen die wälsche Brut gestählt. Schiller's gewaltige sittliche Kraft beseelte die Norddeutschen, welche unter Marschall Vorwärts bei Möckern den Ausschlag für den das Vaterland von der Fremdherrschaft be-

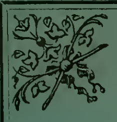
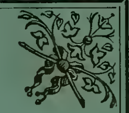
freienden Sieg von Leipzig gaben. Sie beseelte auch jene armen Schwaben, welche Jahre lang unter dem eisernen Drucke der Verhältnisse dem Bedränger Deutschlands hatten folgen müssen, aber in der Leipziger Völkerschlacht sein Joch abschüttelten und auf dem Schlachtfelde unter General Normann-Ehrenfels zu ihren deutschen Brüdern übergingen.

Bei diesem November-Sturme darf ich selbst an Schiller's Geburtstage Frauen nicht durch eine lange Rede hinhalten. Ich schließe daher mit den unsterblichen Worten des Freudenliedes aus dem Schillerhäuschen in Gohlis:

Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut;
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!





Erinnerungen

eines

Deutsch-Amerikaners

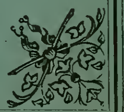
an das alte Vaterland.

In Reden und Briefen

von

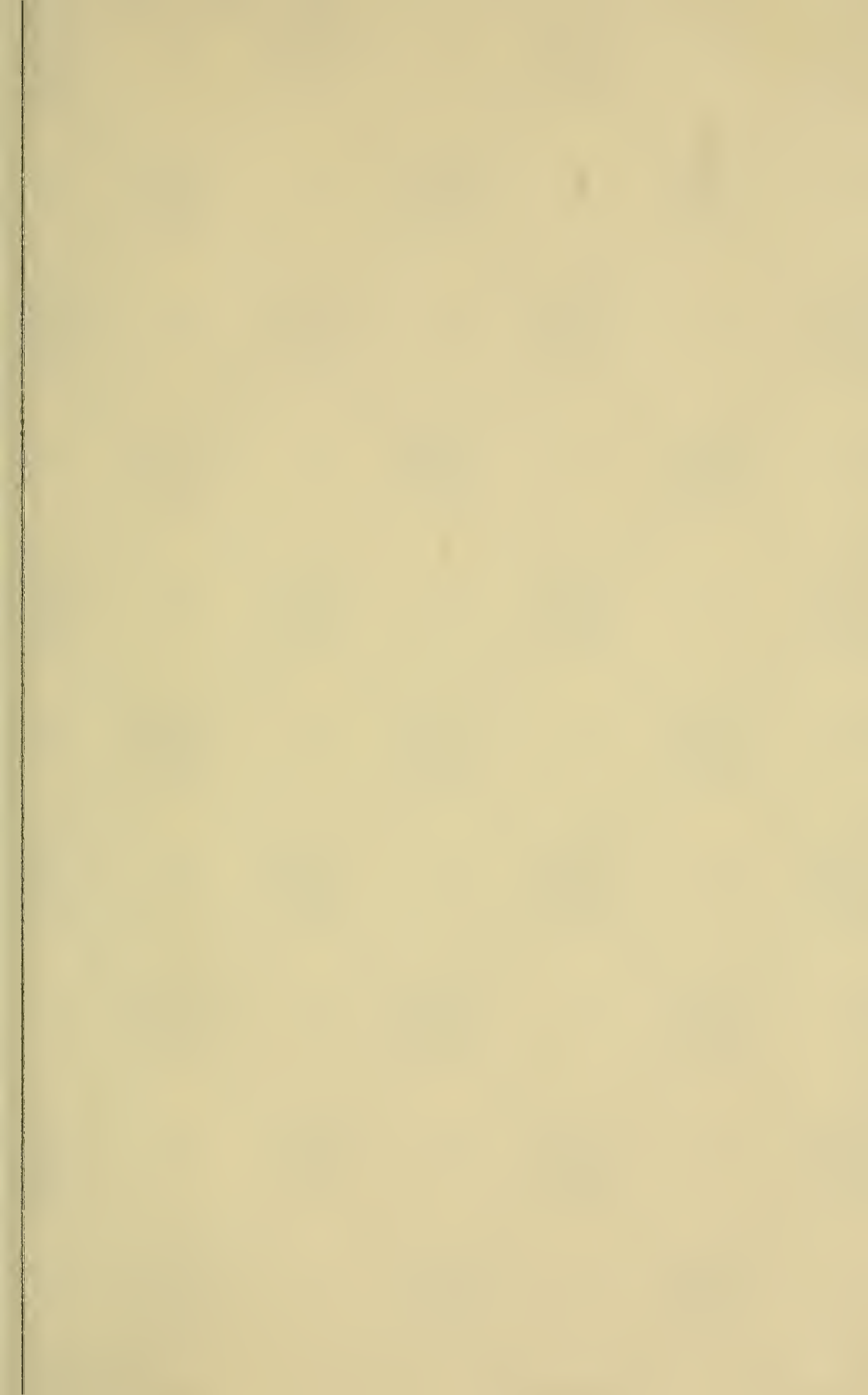
Wilhelm Rapp.

Chicago:
Druck der Franz Gindele Printing Co., 140—146 Monroe Str.
1890.










APR 81
N. MANCHESTER,
INDIANA 46962


LIBRARY OF CONGRESS
0 007 608 920 6